III. Jahrgang Juli 1929 Heft 10

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Erscheint monatlich

Unter Mitwirkung von August Aichhorn (Wien) / Lou Andreas-Salomé (Göttingen) / Siegfried Bernfeld (Berlin) / Marie Bonaparte (Paris) / Mary Chadwick (London) / M. D. Eder (London) / Paul Federn (Wien) / S. Ferenczi (Budapest) / Anna Freud (Wien) / J. K. Friedjung (Wien) / Albert Furrer (Zürich) / G. H. Graber (Bern) / E. Hitschmann (Wien) / Wilh. Hoffer (Wien) / K. Landauer (Frankfurt a. M.) / Barbara Low (London) / C. Müller-Braunschweig (Berlin) / O. Pfister (Zürich) / J. Piaget (Neuchâtel) / Wilh. Reich (Wien) / Theodor Reik (Berlin) / Vera Schmidt (Moskau) / A. J. Storfer (Wien) / Alfhild Tamm (Stockholm) / Fritz Wittels (Wien) / M. Wulff (Moskau) / H. Zulliger (Ittigen-Bern) herausgegeben von

Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider
Arzt in Frankfurt a. M. in Stuttgart

Inhalt: Meng: Protesterklärung katholischer Lehrerinnen gegen die „Zeitschrift für Psychoanalytische Pädagogik“ / Reik: Das Kind betet / Sadger: Verstehen wir die Liebe unserer Kinder? / Baudouin: Ein Fall von Bettnässen / Pipal: Er möchte ein Mädchen sein / Heilpern: Der Vorgang des „Kaufens“ bei Kindern / Programm der II. Pädagogischen Woche in Stuttgart-Cannstatt

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, In der Börse

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

12 Hefte jährlich: M. 10·— (schw. Frk. 12·50). Der Jahrgang beginnt im Oktober
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25) / Doppelheft M. 2·— (Frk. 2·50)

Alle geschäftlichen Zuschriften sind zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"
Wien, In der Börse

alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften, Manuskripte, Rezensionsexemplare an

Dr. med. Heinrich Meng, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 114, oder an
Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Schwarenbergstraße 87

Die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", deren Jahrgänge bisher jeweilen im Oktober begonnen hatten, wird — einem von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsche Rechnung tragend — ihren Jahrgangsbeginn auf den Anfang des Kalenderjahres, d. h. auf den Monat Januar verlegen.

Aus diesem Grunde wird der gegenwärtige Jahrgang III, der im Oktober 1928 begonnen hat, nicht im September 1929 enden, sondern bis Dezember 1929 dauern. Der Jahrgang wird also um ein Quartal verlängert und da er sich auf 15 Monate erstreckt, aus 15 Heften bestehen.

Dementsprechend kommt in diesem Übergangsjahrgang zum Abonnementspreis für 1 Jahr (Mark 10·—, schweiz. Frk. 12·50, österr. Schilling 17·—) noch der Preis

für 1 Quartal: Mark 2·50 (schweiz. Frk. 3·10, österr. Schilling 4·25)

hinzu. Wir ersuchen daher unsere Abonnenten, diesen Betrag für das fünfte Quartal einzuzahlen, und zwar an ihre Buchhandlung, wenn ihr Abonnement durch eine solche erfolgt, bezw. auf die Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags" in Wien, falls das Abonnement durch diesen erfolgt.

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien"

Postscheckkonto	Nachzahlung für das fünfte Quartal des III. Jahrgangs	Postscheckkonto	Nachzahlung für das fünfte Quartal des III. Jahrgangs
Leipzig 95.112	*M. 2·50*	*Budapest 51.204*	*P 3·40*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 3·10*	*Zagreb 40.900*	*Din. 34·—*
Wien 71.633	*S 4·25*	*Warszawa 161.256*	*Zl. 5·40*
Paris C 1100.95	*Fr. 15·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 3·10*
Prag 79.385	*Kč 20·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 1·50*

Das nächste Heft (Doppelheft 11/12) erscheint im September

als Sonderheft „Selbstmord"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

III. Jahrgang Juli 1929 Heft 10

Zur Protesterklärung katholischer Lehrerinnen gegen die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

Von Dr. Heinrich Meng, Frankfurt a. M.

In Nr. 11 vom 14. März 1929 der „Wochenschrift für katholische Lehrerinnen, Organ des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen" befindet sich folgende Protesterklärung:

„Vor einigen Wochen wurde an badische Lehrer und Lehrerinnen ein Probeheft der ‚Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik', Verlag Wien, I., versandt. Herausgeber sind Dr. Meng, Arzt in Frankfurt a. M. und Univ. Prof. Dr. Schneider, Riga. Als Mitarbeiter sind Mediziner aus allen europäischen Großstädten genannt. Und Prof. Dr. Freud schrieb den Herausgebern: ‚Sie verpflichten durch diese Schöpfung einen großen Kreis von Menschen zu Dank.' Nach eingehender Lektüre und Prüfung sämtlicher Abhandlungen des Probeheftes können wir dem obigen Urteil Freuds nicht nur nicht zustimmen, sondern müssen gegen einen großen Teil des Inhalts als Pädagogen und als Menschen, die das natürliche Sittengesetz noch anerkennen, aufs entschiedenste protestieren.

Wir erklären deshalb folgendes:

1) Die Psychoanalyse kann für uns Pädagogen als angewandte Wissenschaft deshalb noch nicht in Frage kommen, weil sowohl Anwendungen wie Erfolge noch viel zu problematisch sind und weil ihre Anhänger selber erklären: ‚Wir sind noch nicht in der Lage, den erzieherischen Wert der Psychoanalyse genau zu umschreiben; ‚wir können auch noch keine praktischen Vorschriften im einzelnen für die Erziehung geben.' Dr. Ferenczi, Budapest.

2) Freuds Pansexualismus, der alle seelischen Äußerungen aus dem Geschlechtstrieb erklärt, lehnt die christliche Psychologie ab. Wir gehen hierin einig mit bedeutenden Autoritäten auf dem Gebiet der Psychiatrie, den Univ. Prof. Dr. Bumke, München, Oppenheim, Berlin, und Hoche, Freiburg.

3) Als eine Entartung übelster Art und einen unerhörten Angriff auf die Ethik und christliche Sittenordnung betrachten wir es, wenn unter dem Deckmantel der Wissenschaft in den einzelnen Abhandlungen der obengenannten Zeitschrift das Gewissen als etwas Relatives bezeichnet und der freie Wille des Menschen in Frage gestellt wird; oder wenn im Ernst behauptet wird, daß ‚die Fähigkeit, ohne Schuldgefühle ungestört onanieren zu können, zur seelischen Gesundheit gehört', Dr. Reich,

Wien, ‚daß Leute, die einer Pubertätsonanie nicht unterlagen, durchaus nicht die gesündesten sind, vielmehr überwiegend einer schweren Neurose oder gar der Schizophrenie verfallen' (also verrückt werden)! Dr. Sadger, Wien, und daß ‚ein Mann, der ein jungfräuliches Mädchen ehelicht, ohne je vorher eine Frau berührt zu haben, sich zumeist als liebezerstörender Tolpatsch erweist,' Dr. Hodann, Wien.

So aufgeschlossen wir Erzieher sein sollen und wollen für alle wertvollen Ergebnisse der neueren Psychologie und ernster Seelenaufschließung, so entschieden lehnen wir die ‚Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik' mit ihrem zum großen Teil üblen Inhalt ab.

Für den Zweigverein Bühl-Baden-Rastatt: Prof. V. Schächtele, Religionslehrer, F. Kleiser, Vorsitzende."

Das Urteil das hier gefällt wird, gründet sich auf die eingehende Lektüre und Prüfung des Probeheftes, das, wie sein Name sagt, einzelne Proben aus Aufsätzen in unserer Zeitschrift gibt. Der Verlag hat jeweils eine Seite aus den Originalartikeln zum Abdruck gebracht, kein Artikel ist vollständig. Um zu einer so scharfen Ablehnung berechtigt zu sein, müßten die Kritiker zum mindesten die Originalaufsätze zur Hand nehmen, andernfalls handeln sie ähnlich wie ein Fanatiker der Ernährungsreform, der vor Jahren, um zu beweisen, daß die Krankheiten der Menschen mit der Brotnahrung zusammenhängen, als Beleg für seine Anschauung die Bibel anführte. Er behauptete, daß dort stünde: „der Mensch lebt nicht vom Brot", ließ also bei dem Zitat den Schluß weg und gab damit der Stelle einen ganz persönlichen Inhalt.

Wir wollen zu den einzelnen Punkten kurz Stellung nehmen. Die Bescheidenheit von Ferenczi spricht für und nicht gegen die Psychoanalyse. Die bisherige Erziehung hat keinerlei verläßliche Pädagogik schaffen können, war aber unbescheiden genug, dauernd praktische Vorschriften für die Erziehung zu geben. Sie benahm sich dabei ähnlich, wie die Schul-Psychiatrie, die die Gesetzgebungen beriet, bevor sie wirkliche Grundlagen dazu besaß, so z. B. beim Problem der Unfallneurose.[1] „Wir wundern uns, daß die Schul-Psychiatrie, die noch viel weniger von der Menschenseele weiß, sich nicht wie wir bescheidet, nach Kräften zu heilen und zu forschen, sondern daß sie die Gesetzgeber zu beraten wagt. Es würde den besten Eindruck auf das Volk machen, wenn auch sie ehrlich bekennen würde, daß sie über die Unfallneurose noch zu wenig weiß. Das wäre eine erhebende Mahnung zur Verantwortlichkeit und Selbsterkenntnis für alle, die in das Schicksal der Arbeiter Recht sprechend und Recht gebend einzugreifen haben". Das Analoge gilt von Pädagogik und Sexualproblem.

Wer Ferenczi, Aichhorn, Anna Freud, Bernfeld kennt, weiß, daß ihre vorsichtige Haltung gegenüber den Ergebnissen ihrer praktischen pädagogischen Erfahrung und ihre zurückhaltende Wertung der eigenen Leistung gerade für die Psychoanalyse spricht, während die alte

1) Siehe Meng „Das Kind und die Unfallneurose" im Riese'schen Sammelwerk „Die Unfallneurose als Problem der Gegenwartsmedizin", Hippokrates Verlag.

Pädagogik so sehr oft mit selbstsichern Vorschriften blind und unbelehrbar Schäden setzte.

Und jetzt zum 2. und 3. Punkt folgendes: Innerhalb der psychoanalytischen Schule gibt es Vertreter radikaler und konservativer Ansichten. Zu ersteren gehören die genannten Autoren Reich und Sadger, von ihnen veröffentlichte Ergebnisse werden zum Teil innerhalb der psychoanalytischen Schule abgelehnt, weil die Beobachtung anderer bestimmter Folgerungen oder Erklärungen der beiden Autoren widersprechen. Es ist aber selbstverständlich, daß in unserer „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" die Problematik bestimmter Fragenkomplexe durch Autoren der radikalen, der gemäßigten und der konservativen Richtung innerhalb der Psychoanalyse zur Darstellung kommen muß.

Nicht nur die psychoanalytische Beobachtung, auch die Erfahrung und Beobachtung anderer Ärzte und Pädagogen sprechen aber dafür, daß in der normalen Triebentwicklung Phasen der Onanie oder Onanie-Äquivalente auftreten, und daß sowohl Onanismus als auch Ausbleiben onanistischer Phasen den Verdacht auf bestimmte Störungen in der Triebentwicklung und in der seelischen Entwicklung aufkommen lassen. Gerade die christliche Erziehung hat sehr oft die sexuellen Fragen (Aufklärung, Onanie) in der Einflußnahme auf das Kind unzweckmäßig und mit schädlicher Härte behandelt.[1]

Auch über „Psychoanalyse als Weltanschauung" gibt es verschiedene Auffassungen. Entgegen der Meinung von Bernfeld, Reich u. a. ist die Psychoanalyse nach der Ansicht vieler Psychoanalytiker keine Weltanschauung, sondern eine wissenschaftliche Methode der Stellung und Beantwortung von Problemen auf dem Gebiet der psychologischen Motivierung. Da die christliche Pädagogik diese Probleme auch stellt und sie trotz der Unterstützung durch den Glauben nicht gelöst hat, so benötigt sie ebenso der psychoanalytischen Arbeit und der Verwendung psychoanalytischer Ergebnisse wie jede andere Erziehung. Daß die christliche Erziehung keineswegs vor Neurosen, Charaktermißbildung, Perversion und Verbrechen schützt, zeigen u. a. die Erfahrung des Lebens und die Resultate einer Reihe psychoanalytischer Untersuchungen, auch derer, die Pfarrer Pfister veröffentlicht hat. Eine der Wirklichkeit angepaßte Pädagogik darf diesen Tatbestand nicht übersehen. Weder die Professur noch irgend eine Autorität schützt vor Fehlschlüssen. Ein Lehrer, sei er Professor oder nicht, kann zwar Kandidaten durchfallen lassen oder andere Lehrer lächerlich machen, die seine Autorität nicht anerkennen, aber immer muß man wissen, vor dem freien Auditorium der Forscher und Wissenschaftler kann es keine Unfehlbarkeit geben. Es gibt überhaupt kein Kulturgut, auf dessen Besitz die Menschheit stolz ist, das nicht früher einmal durch Massen-Proteste

1) Der Leser wird gut tun, z. B. das Material von Lampel „Jungen in Not" (Spaeth, Berlin, 1928) zur Kenntnis zu nehmen.

bekämpft und von bedeutenden Autoritäten verdammt wurde. Daß die vorliegende Protesterklärung auch den Ausspruch eines Autors (Hodann) als Material vorlegt, der bisher nicht an unserer Zeitschrift mitgearbeitet und kein Psychoanalytiker ist, zeigt, wie oberflächlich das Material zu dieser Protesterklärung gesichtet wurde. Man sollte auch nicht die Ansichten der Psychoanalytiker mit der Psychoanalyse verwechseln. (Die Psychoanalyse liefert übrigens kein Material, die Konstatierung Hodanns zu widerlegen.)

Wie Pfister in seiner Arbeit „Psychoanalyse und Sittlichkeit" im „Psychoanalytischen Volksbuch" (Hippokrates-Verlag) berichtet, wurde schon 1913 ein regelrechtes Ketzergericht gegen die Analytiker abgehalten, die sich der Analyse in der Erziehung bedienen. Es würde sich empfehlen, daß die Autoren des Protestes die Arbeit Pfisters nachlesen. Sie könnten daraus und aus anderem hören, welche Leistungen die Psychoanalyse für Trieberziehung, Sublimierung und Ethik haben kann. Der katholische Arzt und Pädagoge Rhaban Liertz hat in unserer Zeitschrift, im Jahrgang I, in seinen Aufsätzen über „Kindliche Aufklärung" und „Über das Traumleben" Ergebnisse seiner religiösen und erziehlichen Erfahrungen niedergelegt.

Wenn die christliche Psychologie „Freuds Pansexualismus" ablehnt, lehnt sie damit etwas ab, was Freud selbst nie vertreten hat. Die Psychoanalyse hat von allem Anfang die Sexualtriebe von anderen Trieben unterschieden, die sie zunächst als „Ich-Triebe" zusammenfaßte. Sie hat aber nie den Versuch gemacht, alle seelischen Äußerungen zu erklären, selbst die Neurose hat sie niemals aus der Sexualität allein, sondern aus dem Konflikt zwischen den sexuellen Strebungen und dem „Ich" abgeleitet. So ist der Vorwurf einseitiger sexueller Richtung unberechtigt, denn die Libido der „Libido-Theorie" hat kaum mehr mit Sexualität im Sinn des Katechismus zu tun, so wenig wie „Materie und Kraft" der Physik mit „Fleisch und Geist" des Bibelwortes.

Die Erfahrung lehrt, daß das Bewußtmachen von verdrängten Sexualgelüsten durch eine ganz bestimmte psychoanalytische Technik viel eher deren Beherrschung ermöglicht, als die Instanz es leistet, welche die Verdrängung erzwang. Freud hat mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß die Analyse den Menschen von den Fesseln seiner Sexualität befreit, hat es aber immer als unwissenschaftlich zurückgewiesen, die Psychoanalyse darnach zu beurteilen, ob sie Religion, Autorität und Sittlichkeit untergräbt. Die Psychoanalyse ist als Wissenschaft tendenzfrei und nur erstrebt, ein Stück der Realität widerspruchsfrei zu erfassen.

Wer die mangelhafte Einsicht vieler christlicher Erzieher kennt, und bemüht ist, Vorgänge, auch die unbewußten, der menschlichen Seele zu ergründen, versteht, weshalb diese christliche Pädagogik gerade durch die Freud'sche Forschung eine ernste Krisis erlebt. Die Verbindung von Strafe und Belohnung, wie sie im typischen christlichen Elternhaus und

im christlichen Erziehungsheim sehr oft üblich war und ist, hat den Aufbau eines der Wirklichkeit der Trieb- und Außenwelt gerecht werdenden Gewissens oft so schwer geschädigt, daß viele Erzieher den Schaden nie verwinden. Vielleicht nehmen die Mitglieder des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen selbst Stellung zu unserer Zeitschrift, wenn sie mehr als ein Bruchstücke von Aufsätzen enthaltendes Probeheft kennen; die Stuttgarter Pädagogische Woche Ende Juli 1929 wird in Vorlesungen und Kolloquien Einblick geben in eine Reihe praktischer Fragen unter besonderer Berücksichtigung der katholischen Pädagogik und Seelsorge. Unsere Zeitschrift ist bemüht, eine Pädagogik aufzubauen, die den Zwang und die Freiheit anders handhabt, wie der Durchschnitt der Berufspädagogen, die Freuds Lehre mißverstehen und schwer gekränkt sind, wenn ihr staatliches, christliches oder väterliches Ideal gefährdet wird. Der affektive Ton des Protestes spricht nicht für die innere Sicherheit seiner Verfasser, die die Offenbarung zu besitzen glauben und unentwegt trotz vieler Proteste nach einer historischen Niederlage an ihrer Offenbarung festhalten.

Das Kind betet

Von Theodor Reik (Berlin)

I

Der Ursprung jenes zentralen religiösen Phänomens, des Gebetes, ist dunkel. Lange hatte die Religionswissenschaft angenommen, daß es aus dem Ritual, der Zauberei und aus magischen Praktiken erwachsen sei. Es scheint, als würde sich eine bedeutsame Änderung dieser Anschauung in der modernen Religionsgeschichte vorbereiten. Zumindest versichert Friedrich Heiler, dem wir die umfassendste Arbeit über das Gebet verdanken[1], das spontane freie Bittgebet des naiven Menschen sei „ein Nachhall jenes Urgebetes, das einst — wir wissen nicht, wo und wann — von den Lippen des vorgeschichtlichen Menschen sich losriß und den Gebetsverkehr zwischen dem Menschen und der Gottheit eröffnete".

Einer der besten Zugänge, etwas über das Wesen eines psychischen Phänomens zu erfahren, ist noch immer der, seinem Ursprung und seiner Entwicklung nachzuforschen. Dies stand zumindest noch bis vor kurzem fest. Bestimmte philosophische und erkenntnistheoretische Richtungen der letzten Jahre haben gegen diese Ansicht, die sie als Vorurteil bezeichnen, das Argument der Be-

1) Das Gebet. 5. Auflage. München 1923. S. 38.

grenztheit des menschlichen Verstandes ins Treffen geführt und diesem Weg den der Intuition, der Wesensschau und der phänomenologischen Erkenntnis vorgezogen. Man kann dem Ausmaße des menschlichen Verstandes recht skeptisch gegenüberstehen und sich doch zu dem Glauben bekennen, daß durch die genetische Betrachtungsweise noch immer die wertvollsten unserer beschränkten Einsichten gewonnen werden. Die Resultate jenes philosophischen „reinen Empirismus", der von den Tatsachen genetischer Art absieht, haben zumindest nicht erwiesen, daß seine Bemühungen die Begrenztheit menschlicher Verstandeskräfte weitgehend überwunden haben. Ja, die boshaften unter seinen Freunden behaupten, diese Beschränktheit sei durch ihn selbst aufs Neue unzweifelhaft erwiesen worden.

Es stehen uns zunächst zwei Wege offen, um etwas über die Psychogenese des Gebetes zu erfahren: die individualpsychologische und die völkerpsychologische Forschung. Der erste und offenbar einfachere Weg ist der, das psychologische Material aus den Erlebnissen und Eindrücken der Kinderzeit zu wählen, die seelischen Prozesse zu erforschen, welche das Gebet zuerst auslösten und begleiteten, seine psychischen Voraussetzungen, Wege und Ziele klarzustellen. Kinderaussagen, Beobachtungen an Kindern und Erinnerungen müßten zu psychologischen Einsichten führen, die uns manches über die seelische Entstehung und Entwicklung des Gebetes zeigen könnten. Dieser Weg empfiehlt sich durch seine Einfachheit, allein er ist in seiner Isolierung nicht so fruchtbar, als er zuerst scheinen mag. Erinnerungen von Erwachsenen an die eigene Kinderzeit sind vielfachen Überarbeitungen und Entstellungen unterworfen, die Beobachtungen an Kindern der Gefahr verschiedenartiger Umdeutung ausgesetzt. Der Wert von Kinderaussagen selbst aber ist, so unzweifelhaft er ist, gerade auf diesem Gebiete durch die Nachwirkung der Anschauungen der Eltern und Pflegepersonen erheblich eingeschränkt. Es läßt sich nicht abweisen, daß die Frömmigkeit des Kindes ein „second-hand religious life" im Sinne William James ist, d. h. daß dem Kinde die religiösen Vorstellungen und Formen von außen her überliefert werden. Es schaltet dann mit Gedankengut, das eine lange und komplizierte Entwicklung durchlaufen hat. Die Religion ist eine soziale Institution und man kommt vermutlich der Erforschung ihrer Anfänge näher, wenn man die Entstehung der sozialen Einrichtungen studiert. Dennoch müssen auch die Resultate der Kinderpsychologie sorgfältig in Erwägung gezogen werden.

II

Auf einem Bilde, das in schlichtem Rahmen viele deutsche Bürgerstuben ziert, sieht man ein kleines Mädchen, das in züchtigem Nachtgewande an der Seite seines Bettes kniet, die Händchen zum Abendgebet gefaltet. Das Kind hat offenbar frühe pädagogische Bestrebungen, denn es hat auch die Puppe veranlaßt, niederzuknieen und ihre Andacht zu verrichten. Die Verse, die unter dem Bilde gedruckt sind, geben den Inhalt dieses gemeinsamen Gebetes wieder: der Himmel wird um Schutz für Vater und Mutter, für die braven Kinder und überhaupt für alle Menschen angerufen. Das Ganze atmet jene Atmosphäre kindlicher

Einfachheit, der sich nur ein fühlloser Barbar entziehen kann. Es ist dieselbe schmucklose Natürlichkeit, die in den Ansprachen zu verspüren war, welche früher kleine Mädchen mit Blumensträußen in den Händen zur Bewillkommung fremder Souveräne hielten. Wie ungezwungen und echt klingt etwa jene Ansprache, die ein solches kleines Mädchen einmal beim Besuche des englischen Königs Eduard VII. in Österreich zu halten hatte! Der Anfang hatte, wofern mein Gedächtnis nicht trügt, folgenden sinnigen Worlaut: „Ebenso wie die Blumen sind wir Kinder die Repräsentanten der Unschuld" u. s. w. Solche Rede mutet in ihrer Ungezwungenheit an wie das schöne erste Gebet, das alle braven Kinder sagen:

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein;
Darf niemand drin sein
Als Jesus allein."

Tatsächlich setzt das Maß von Unechtheit und Unnatürlichkeit, das Erwachsene beim Gebet von Kindern ertragen können, immer wieder in Erstaunen. Doch besinnen wir uns: wie entstehen denn Gebete? Es sind doch Produkte von Erwachsenen, denn die Kinder sind leider ursprünglich Atheisten: sie wissen nichts von Gott. Die Gebete von Kindern sind also Kunstprodukte, in denen ein Erwachsener sich bemüht, angeblich kindliche Vorstellungen mit den eigenen Anschauungen zu vereinigen. Das Resultat solcher Bemühung trägt alle Anzeichen seiner Herkunft.

III

Die Lehre von Gott wird also künstlich an das Kind herangebracht und es ist nur zu verständlich, daß es die erhabene Gestalt der Gottheit nicht zu fassen vermag oder sie kindlichen Anschauungen entsprechend faßt. Hören wir einmal, wie sich Gottfried Kellers Grüner Heinrich Gott vorstellte: „Auf diesem Dache stand ein schlankes nadelspitzes Türmchen, in welchem eine kleine Glocke hing und auf dessen Spitze sich ein glänzender goldener Hahn drehte. Wenn in der Dämmerung das Glöckchen läutete, so sprach meine Mutter von Gott und lehrte mich beten; ich fragte: ‚Was ist Gott? Ist es ein Mann?' Und sie antwortete: ‚Nein, Gott ist ein Geist!' Das Kirchendach versank nach und nach in grauen Schatten, das Licht klomm an dem Türmchen hinauf, bis es zuletzt nur noch auf dem goldenen Wetterhahn funkelte und eines Abends fand ich mich plötzlich des bestimmten Glaubens, daß dieser Hahn Gott sei. Er spielte auch eine bestimmte Rolle der Anwesenheit in den kleinen Kindergebeten, welche ich mit vielem Vergnügen herzusagen wußte. Als ich aber einst ein Bilderbuch bekam, in dem ein prächtig gefärbter Tiger ansehnlich dasitzend abgebildet war, ging meine Vorstellung von Gott allmählich auf diesen über, ohne daß ich jedoch, so wenig wie vom Hahn, je eine Meinung darüber äußerte. Es waren ganz innerliche Anschauungen, und nur wenn der Name Gottes genannt wurde, so schwebte mir zuerst der glänzende Vogel und nachher der schöne Tiger vor." Die kindlichen Vorstellungen von der Gottheit sind gewiß mannig-

faltiger als wir ahnen; dennoch dürften sie sich von jenen Vorstellungen, welche sich die großen Kinder, die Erwachsenen, machen, wesentlich unterscheiden. Das Kind, das meinte: „Gott ist etwas zu fluchen" hatte seine Wissenschaft sicherlich vom Anhören der Flüche des Vaters. Das fünfjährige Mädchen, das auf einen alten Apfelbaum kletterte, um Gott zu besuchen und ihm seine Wünsche vorzutragen, steht dem Höhenkult des frühen Orients psychologisch nahe.[1] Entsprechend der Mannigfaltigkeit der kindlichen Anschauungen ist auch die seelische Einstellung der Kinder zu dem von ihnen vorgestellten Gott. Sully erzählt, daß ein vierjähriges Mädchen, das gestraft oder sehr strenge getadelt wurde, weinend klagte: „So behandelt man kleine Kinder nicht! Da zankt der liebe Gott!" Ein anderes kleines Mädchen, von dem Maria Hüpeden berichtet[2], sah Raketen aufsteigen und lamentierte: „O weh, o weh! Sie schießen auf den lieben Gott!" Dieselbe Autorin gibt ein Gespräch zwischen der Mutter und dem 7jährigen Kind wieder, das aufschlußreich für die Art des kindlichen Gottesvertrauens wird. Die Mutter warnt das kleine Mädchen, es werde sich die Finger abschneiden. Das Kind antwortet nach einigem Nachdenken: „Aber Gott würde sie wachsen lassen. Er machte mich, also könnte er auch meine Finger ausbessern und wenn ich die Enden abschneide, würde ich sagen: ‚Gott, Gott, komme zu deiner Arbeit' und er würde sagen: ‚Gewiß!'" Ebenso dienstbeeifrig stellt sich nach Hüpedens Zeugnis ein siebenjähriges Mädchen Gott vor, zu dem es betet[3]: „Bitte Gott, der Großvater ist zu dir gegangen; bitte gib sehr acht auf ihn; bitte sorge immer dafür, daß die Tür geschlossen wird, weil er den Zug nicht vertragen kann." Gefühle der Ehrfurcht, welche ein kleines Mädchen veranlaßten, während des Gebetes Gott in der höflichen Form „Ich bitte Sie" anzureden[3], wechseln bei den Kindern nicht selten mit Äußerungen entschiedenen Mißfallens gegenüber der verbietenden oder indiskreten Gottheit. Eine Kinderfrau hatte dem kleinen Hans gesagt, daß Gott aus dem Fenster schaue und alles auf Erden sehe. Das war dem Jungen, der eben eine Spitzbüberei ausführen wollte, ziemlich unangenehm und er grollte: „Der liebe Gott könnte auch etwas Besseres tun als den ganzen Tag zum Fenster hinaus sehen"[4]. Zu einem kleinen Mädchen, das man wegen ihrer roten Haare manchmal bedauerte, sagte die Großmutter: „Kind, deine Haare hat Gott gemacht und alles ist gut, was er macht." Das kleine Mädchen antwortete: „Ich möchte dann doch lieber nichts weiter bei ihm machen lassen".

IV

Bedauerlicherweise gelangen die Kinder manchmal gerade durch die religiöse Belehrung zu allerlei merkwürdigen Fragen. So erkundigte sich ein vierjähriges Mädchen: „Gibt es keine Frau Gott?" und eine andere Kleine wurde beobach-

1) James Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsche Übersetzung. 3. Aufl. Leipzig 1904, S. 106.
2) Der Kinderglaube, S. 20.
3) Sully, Untersuchungen, S. 106.
4) Hüpeden, Der Kinderglaube, S. 19.

tet, wie sie einen Brief schrieb und in den Boden vergrub. Der Inhalt dieses Schreibens war folgender: „Lieber Teufel, bitte, komme und nimm die Tante mit — bald, ich kann sie nicht länger aushalten".[1] Wie nahe sich der Teufelsglaube des Kindes mit dem Gottesglauben berührt, erkennt man aus dem Bericht eines meiner Patienten, der einer frommen jüdischen Familie entstammte. Er erinnert sich eines sonderbaren Rituals, das er und seine Geschwister in der Kindheit am Vorabend des Neujahrstages beobachteten. Nach jüdischem Glauben bestimmt Gott an diesem Tage die Geschicke aller Menschen während des folgenden Jahres und trägt sie in das Schicksalsbuch ein. Mein Patient erinnert sich nun, daß er und seine Geschwister sich in ein Versteck zurückzogen und dort beratschlagten, welche Verwandten während des folgenden Jahres sterben würden. Dabei wurde auf Alter, etwaige Krankheiten usw. strenge geachtet. In der Erinnerung meines Patienten lebt noch die Klage seines kleinen Bruders, der nach Beendigung dieser Vorberatung, die dem lieben Gott sozusagen freundliche Vorschläge machte, unzufrieden äußerte: „Die Tante Lea sollte doch auch schon dieses Jahr darankommen!"

V

Es scheint, als würden alle Kinder zuerst eine Art Abwehr gegen das neue Wissen um die Gottheit zeigen. Kein Wunder, daß sie kein ursprüngliches Interesse für das Gebet an den Tag legen. Gottfried Kellers Grüner Heinrich erzählt aus seiner Kinderzeit, daß seine fromme Mutter eines Sonntags das Tischgebet einführen wollte. Sie „sagte mir zu diesem Zweck ein kleines altes Volksgebet vor mit der Aufforderung, es jetzt in Zukunft nachzubeten. Aber wie erstaunte sie, als ich nur die ersten Worte trocken hervorbrachte und dann plötzlich verstummte und dann nicht mehr weiter konnte. Das Essen dampfte auf dem Tische, es war ganz still in der Stube, die Mutter wartete, aber ich brachte keinen Ton hervor. Sie wiederholte ihr Verlangen, aber ohne Erfolg. Ich blieb stumm und niedergeschlagen, und sie ließ es diesmals bewenden, da sie mein Benehmen für gewöhnliche Kindeslaune hielt. Am folgenden Tag wiederholte sich der Auftritt, und sie wurde nun ernstlich bekümmert und fragte: ‚Warum willst du nicht beten? Schämst du dich?' Das war nun zwar der Fall, ich vermochte es aber nicht zu bejahen, weil, wenn ich es getan, es doch nicht wahr gewesen wäre in dem Sinn, wie sie es verstand. Der gedeckte Tisch kam mir vor wie ein Opfermahl, und das Händefalten nebst dem feierlichen Beten vor den duftenden Schüsseln wurde zu einer Zeremonie, welche mir alsobald unbesieglich widerstand."[2] Bogumil Goltz erzählt von einem

1) Sully, Untersuchungen, S. 108.

2) Der Dorfschullehrer in P. K. Roseggers „Das ewige Licht", schildert, wie er den Kleinen zuerst vom Himmel und von der Hölle erzählt und sie nach ihren Vorstellungen vom Himmel fragt. „Die Mädchen sind mit den Antworten fixer bei der Hand als die Knaben. So sagt die Rosalia Hüter: ‚Im Himmel da ist's halt lustig,

Vierjährigen, der beten lernen sollte, aber alle Belehrungen über Gottes Allgegenwart und Allmacht mit der energischen Erklärung zurückwies: „Ich will aber nichts weissen von dem lieben Gott." Emil Felder spricht sich in seinem instruktiven Werke „Kind und Gottesglaube" dahin aus, daß „sehr viele Kinder den Gottesglauben instinktiv ablehnen."[1] Er behauptet, daß „der Gottesglaube des Kindes nur suggeriert sein könne" und die Tatsache des Kindergebetes „zunächst nichts als Dressur, später in sehr vielen Fällen nur Gewohnheitssache" sei. Die Behauptungen dieses Pädagogen sind freilich nicht unwidersprochen geblieben. Professor Förster hat dagegen mit dem Eifer, den die Überzeugung dem reinen Glauben verleiht, heftig protestiert und mit Nachdruck behauptet: „Das menschliche Herz ist nun einmal auf Gott hin erschaffen." Die religiöse Tradition gibt diesem Verteidiger des Glaubens unzweifelhaft recht. Schon vor siebzehn Jahrhunderten verkündete Tertullian, der alle Wissenschaft als der Glaubensregel widersprechend verwarf, daß die Seele von Natur aus christlich sei („anima naturaliter christiana". De testim. ad 1. Apol. 17).

Jedenfalls ist es schwierig, bei den Kindern jenen eingeborenen Trieb zu Gott zu beobachten. Wenn ihre ursprüngliche Sehnsucht nach dem Himmelreich geht, so verstehen sie es meisterhaft, diese starke Tendenz zu verbergen. Eine Mutter erzählte, wie wenig von solchem Drange bei ihrem vierjährigen Sohne zu erkennen war. Er sollte das Gebet: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm" lernen. Der Kleine weigerte sich in seltsamer Verblendung: „Ich will aber gar nicht in den Himmel, ich will bei euch bleiben und Chauffeur werden!"

VI

Die seelischen Voraussetzungen der geschilderten Art lassen es verständlich erscheinen, daß die Kinder häufig den Sinn des Gebetes überhaupt nicht verstehen oder mißverstehen. Laura Frost berichtet von einer Mutter, die ihren kleinen Knaben beten lehrte: „Lieber Gott, ich bitte dich, ein artig Kind laß werden mich." Der Kleine sagte die Worte mit andächtiger Innigkeit, doch

---

da tun die Engelein musizieren und tanzen.' Die Agatha Brennscheit sagte: ‚Im Himmel gibt's alle Tag Lebzelten und Met, soviel man mag.' Der Johann Almbauer: ‚Im Himmel hat's Vögel mit brinnroten Federn und guldene Vogelhäuser, daß man sie hineintun kann.' Die Juliana Schindlacher: ‚Im Himmel tut mein Mutterl auf mich warten.' Der Alois Stangel verhielt sich fragend: ‚Herr Pfarrer, tun sie im Himmel Kegel schieben?' Und der Michel Ramsauer: ‚Wenn ich in den Himmel komm, so leg ich mich auf Heu und schlaf!' . . . ‚Je', rief die Kunigunde, ‚der weiß nicht einmal, wie's im Himmel ist!' ‚Weißt du es?' fragte ich sie. Darauf die Kleine: ‚Im Himmel ist es halt ganz blau, und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand.' ‚Und vom lieben Gott saget ihr gar nichts?' ‚Der ist gar nicht oben,' rief der Anton Achenberger überlaut, ‚der Gott ist ja in unserer Kirche drinnen.' Und der Stefan Schnabelegger etwas abseits zum Nachbar: ‚Wenn der Gott daheim ist oben im Himmel, da ist's eh' nicht lustig, da muß man alleweil beten.'"

1) Kind und Gottesglaube, Berlin 1921, 2. Aufl., S. 25.

fiel der Mutter mit der Zeit auf, wie eilig er sich jedesmal nach dem Worte „Amen" zu ihr wandte, um ihr gute Nacht zu sagen. Sie horchte genauer hin und vernahm, daß er sagte: „'n Abend (guten Abend), gute Nacht." Er hatte sich das unverstandene Wort „Amen" in dieser Weise erklärt. Ein anderes Kind betete treuherzig: „Laß den Mund am Himmel steh'n und die stille Welt beseh'n."[1] Der kleine Sohn Feldens lernte in einer Anstalt das Gebet: „Breit' aus die Flügel beide, o Jesu meine Freude, und nimm dein Küchlein ein." Der Junge betete diese Worte sehr gerne. Der Vater überzeugte sich bald davon, daß das Kind sich unter „Küchlein" kleine Kuchen vorstellte. Im Bad Soden im Taunus mußte das Söhnlein eines Lehrers, der Kurgäste bei sich aufnahm, vor jeder Mahlzeit beten: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast!" u. s. w.[2] Eines Tages erkundigte sich der Kleine bei der Mutter: „Wer ist denn dieser Herr Jesus, der immer kommen soll, aber nie kommt?" „Ei, das ist Gottes Sohn", lautete die Antwort der Mutter. Sie scheint den Fragenden nicht viel klüger gemacht zu haben, denn er wollte noch wiederholt wissen, wann denn dieser Herr endlich zur Kur nach Soden käme. Er hatte sich den Herrn Jesus, Gottessohn, den er täglich zu Gast bat, nur als Kurgast vorstellen können. Ich habe anderen Ortes von einem Kind erzählt, dessen Eltern es zu ihrem Erstaunen beten hörten: „Maria, die du bist voller Knaben" (statt voller Gnaden).

Der Mangel an psychologischem Verständnis, den die Eltern gegenüber den Besonderheiten des kindlichen Denkens zeigen, wird uns nicht in Erstaunen setzen, wenn wir daran denken, wie fremd uns selbst, wenn wir erwachsen sind, unser eigenes Kindergesicht geworden ist. Ein gütiger Zufall spielt mir eben ein überraschendes Zeugnis solcher affektiv begründeter Entfremdung in die Hände. In den bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" von Kußmaul lese ich: „Eine spätere Erinnerung, vermutlich aus dem fünften Jahre, bietet Freunden der Seelenkunde ein Problem zur Lösung in müßiger Stunde. Die Beweggründe der Seele des Kindes beim Reden und Handeln sind meist durchsichtig, doch gibt es Ausnahmen, wo sie dunkel bleiben. Obwohl ich im Ganzen lenksam war, so zeigte ich, als ich meine ersten Gebete lernen mußte, einen unbegreiflichen Starrsinn. Meine Mutter hatte mich die zwei bekannten kleinen Gebete gelehrt, das Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" usw. und das Abendgebet im Bette: „Ich bin klein, mein Herz ist rein usw. Das Tischgebet sagte ich ganz richtig her, aber vor das Abendgebet setzte ich regelmäßig die Anrede: „Büble!" Ich betete: Büble, ich bin klein", mochte es meine Mutter mir noch so ernstlich verweisen, zürnen und mich strafen. Von dem Büble ließ ich nicht, es stand leibhaftig vor mir, sobald ich das Abendgebet hersagen mußte, es hatte meine Größe und Gestalt, es sah einmal aus wie das anderemal und hörte mir aufmerksam zu, wie ein guter Spielkamerad; zweifelsohne interessierte es sich für meine erfreuliche Mitteilung, daß ich klein und mein Herz rein sei. — Bekannte, mit denen ich das Problem besprach, meinten, ich hätte mir unter dem Büble das Christkind vorgestellt, ich hätte ja bei Tisch das Gebet an Jesus

1) Laura Frost, Aus unseren vier Wänden. 1910. S. 98.
2) Kind und Gottesglaube. S. 58 f.

gerichtet, aber diese Hypothese ist unrichtig. Der Herr Jesu war für mich kein Büble, sondern ein freundlicher Mann mit einem Kelch in der Hand, genau so wie sein Bild an der Wand hing, und verschieden von dem Christkind, das auch sicher kein Büble war, sondern ein Mädchen, denn kurz vor Weihnacht war es in weiblichem Gewand mit Schleier und Rute in das Zimmer gekommen, hatte mich mit feiner Stimme ermahnt, folgsam zu sein und mir goldene Nüsse und Äpfel beschert. — Zu meinen großen Verdruß ist es mir bis heute nicht gelungen, das Rätsel sicher zu lösen; nur eins ist gewiß, das Büble war das Kind einer lebhaften Einbildungskraft, ein Phantasma."

Das Rätsel ist so leicht lösbar, daß es „Freunden der Seelenkunde" kein Problem zu bieten hat. Büble ist das betende Kind selbst; Büble war die alte Bezeichnung des Kindes für sich selbst und die Mutter bemühte sich, den kleinen Jungen dazu zu bringen, die im Gebete vorgeschriebene erste Person statt der gewohnten dritten zu gebrauchen. Wenn das Kind „ich bin klein" sagen sollte, betete er: „Büble, ich bin klein", weil eben das Ich das Büble war. Der Autor zeigt, daß er trotz seinem heißen Bemühen die Lösung des Rätsels unbewußt kennt („es hatte meine Größe und Gestalt, es sah einmal aus wie das anderemal . . . zweifelsohne interessierte es sich für meine erfreuliche Mitteilung, daß ich klein und mein Herz rein sei".) Das Büble war keineswegs „das Kind einer lebhaften Einbildungskraft, ein Phantasma". Das verhüllte Bildnis von Sais ist das Ich.

Es besteht für uns kein Zweifel daran, daß die Motive, welche das Kind zum Gebet führen, von mannigfacher Art sind. Der Gehorsam gegenüber den Eltern und Pflegepersonen wird unter ihnen sicherlich das ursprünglichste sein. Gewiß, N o t lehrt beten, aber zuerst war es die N ö t i g u n g von außen, welche das Beten lehrte.

Es scheint, als könne uns die Erforschung des Kindergebetes nicht näher zu den Ursprüngen des Gebetes führen. Keinesfalls sind wir dabei auf Analogien zu jenem Urgebete gestoßen, das nach H e i l e r s Beschreibung „wir wissen nicht, wo und wann — von den Lippen des vorgeschichtlichen Menschen, sich los riß und den Gebetsverkehr zwischen dem Menschen und der Gottheit eröffnete". Wir können zwar verfolgen, daß das Kind an einem besimmten Punkte seiner Erziehung im Gebete unterrichtet wird, aber keine Spur weist in der kindlichen Entwicklung auf „das spontane, freie Bittgebet des naiven Menschen" hin, das nach H e i l e r s phantasievoller Auffassung den Prototyp alles Betens darstellt.

VII

Im folgenden werde ich mich besonders auf einen Fall von schwerer Zwangsneurose beziehen, in dessen manifestem Mittelpunkte religiöse Gedanken standen. Es handelt sich um einen jungen Mann von hervorragender Intelligenz, der seit früher Kindheit mit blasphemischen Zwangsideen zu kämpfen hatte. Wie verständlich wird hier aus dem ausgebreiteten und vielfältigen Material dieser

Neurose nur jenes Stückchen zur Sprache kommen, das sich auf unser unmittelbares Thema, das Gebet, bezieht. Unter den Zwangsgedanken, die meinen Patienten beschäftigten, nahmen atheistische und Gott herabsetzende Ideen den breitesten Raum ein. Sie traten zuerst in fast spielerischer Form in der Zeit, als er die ersten Gebete lernen sollte, auf und gewannen einen ernsteren und das Kind beunruhigenden Charakter erst, als er sich im Abwehrkampfe gegen die Onanie befand. Seine Eltern und andere nahestehende Personen hatten in ihm ein ungewöhnlich starkes Schuldgefühl wegen seiner hartnäckig festgehaltenen Onanie erweckt, die sie ihm als schwere Versündigung gegen Gott dargestellt hatten. In den Abwehrkämpfen der folgenden Zeit, die von ungewöhnlichem Charakter waren, erwachte nun nach jedem Onanierückfall eine drückende Unheilserwartung, die sich auf den nahen Tod oder die schwere Erkrankung der Eltern, des Großvaters oder der Tante bezog. Als Abwehr dieser Angst mußte er jetzt beten, Gelübde ablegen und ein ausgedehntes Zeremoniell befolgen. In der Durchführung dieser Bußaktionen und dieser Gebete tauchten zwanghaft Blasphemien auf, die weitere Gebete und andere komplizierte Abwehrmaßregeln notwendig machten. Die Gebete wurden oft viele tausend Male gesagt. Ihre Anzahl wurde sorgfältig gezählt, aber der Zweifel haftet auch an der Zahl, und die Blasphemien erzwangen ihre endlose Wiederholung. Uns interessieren hier besonders die Gebetmotive des Kranken. Die Gebete erwiesen sich in der Analyse in erster Linie als Abwehrmaßregel gegen Unheilserwartungen. Diese Befürchtungen tauchten entweder spontan auf und hatten den Tod oder die Krankheit von ihm geliebter Personen zum Gegenstande oder sie schlossen sich an Blasphemien an und der Kranke erflehte nun die Verzeihung der Gottheit und Abwendung der gefürchteten Strafe. Es war in der Analyse unschwer nachzuweisen, daß diese Art von Gebeten, durch welche das ihm selbst drohende Unheil abgewendet werden sollte, die ursprüngliche und bedeutsamere war. Gebete für Verwandte und Freunde sollten die auf diese Person sekundär verschobene Angst bannen. Die Verbindung zwischen den beiden Gebetformen ist bemerkenswert. Hatte der Kranke blasphemische Gedanken gehabt, so mußte er viele Male beten: „Verzeih mir, verzeih mir!“, seine Gebete für Verwandte hatten gewöhnlich die Form: „Herr, ich bitte dich, daß meine Tante nicht sterben solle!“ Während er in solcher oder ähnlicher Art für das Leben oder die Gesundheit einer anderen Person betete, tauchten gewöhnlich jene hartnäckigen, störenden, blasphemischen Ideen auf, für die er Gott um Verzeihung zu bitten hat. Die Analyse ließ nun keinen Zweifel daran, daß sich jene Befürchtungen wegen Krankheit und Tod primär auf ihn selbst bezogen hatten und erst später auf ihm teure Personen übertragen worden waren. Dies wurde insbesondere dadurch klar, daß die Blasphemie die Stelle der onanistischen Befriedigung vertreten konnte. Wenn es ihm gelang, eine Onanieversuchung zu unterdrücken, tauchten sogleich blasphemische Gedanken auf. Umgekehrt konnte er sich vor dem Ansturm sakrilegischer Ideen nur retten, indem er zur Onanie flüchtete, so daß es zuletzt schien, als seien die onanistischen Akte die einzigen Pausen innerhalb der Hochflut der Blasphemien. Diese stellten eben den Ausdruck rebellischer und

feindseliger Gefühle gegen den grausamen Gott dar, der sich verbietend und störend gegen die Onanie gewendet hatte. Solche blasphemische Revolution war aber bereits selbst eine Fortsetzung von schmähenden und aggressiven Tendenzen gegen den Vater, der dem Sohne die Onanie als etwas Sündhaftes und moralisch Schlechtes dargestellt hatte. Die Unheilserwartung, die aus dem dunklen Schuldgefühl wegen dieser bösen und feindseligen Impulse stammte, steht an der Wurzel des Gebetes. Sein Sinn ist, diese drückende und peinigende Erwartung abzuwehren oder zu beschwichtigen, den Zorn der Gottheit zu versöhnen. Der Kranke, dem irgend ein Vergnügen versagt worden war, hatte einmal eine Art blasphemischer Vision, die in der Form der Anspielung seine geheimen Regungen verriet. Er sah ein Greisengesicht, das dem des Vaters ähnelte und ihn zugleich an Gottvater auf Michelangelos Bildern erinnerte, oben an der Decke seines Zimmers und eine Hand, die sich diesem Antlitz bedrohlich näherte. Das hieß also: Gott solle eine Ohrfeige erhalten. Darauf setzte eine sich steigernde Angst mit starkem Herzklopfen, Schweißausbrüchen und Zittern ein. Er litt durch Tage an der schweren Befürchtung, der Plafond könne einstürzen und ihn unter sich begraben. Lange und inbrünstige Gebete sollten den erzürnten Gott beschwichtigen und die Bestrafung abwenden. Es war nun merkwürdig zu beobachten, wie sich gerade auf dem Höhepunkt dieser Bemühungen die gefürchtete Blasphemie wieder einstellte. Analytisch ist dieser seelische Prozeß durch die Dynamik der Wiederkehr des Verdrängten gut verständlich.[1]

Wir glauben in der Erwartung und in der Abwehr eines drohenden Unheils jene besondere psychische Situation gefunden zu haben, aus der das Gebet zuerst entstand. Das Gebet ist ursprünglich nichts anderes als eine Abwehrformel gegen ein erwartetes Unheil. Es unterscheidet sich von den gesprochenen oder gedachten Abwehrformeln der Zwangsneurose wesentlich nur durch seinen sozialen Charakter. Alle späteren Arten des Gebetes, wie das Dank- und Bußgebet, die Fürbitte und das Lobgebet können durch die analytische Forschung, die das religionsgeschichtliche Material nach ihren Gesichtspunkten studiert, als späte Entwicklungen dieser ursprünglichen Funktion des Gebetes erfaßt werden. Die Unheilserwartung aber, die wir an der Wurzel des Gebetes finden, erweist sich als seelische Reaktion auf verdrängte feindliche und aggressive Tendenzen. Die Wunschkraft, die dem Gebet eignet, ist dieselbe, welche vorher die grausamen und bösen Impulse dem Ich allmächtig erscheinen ließen.

---

1) Beispiele ähnlicher Art finden sich in den Krankengeschichten Freuds, Pfisters und anderer analytischer Autoren. Gottfried Kellers Grüner Heinrich erzählt: „So gereichte es mir eine Zeitlang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Versuchung empfand, Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte anzuhängen, wie ich sie etwa auf der Straße gehört hatte. Mit einer Art behaglicher und mutwilliger Stimmung begann immer diese Versuchung, bis ich nach langem Kampfe nicht mehr widerstehen konnte und im vollem Bewußtsein der Blasphemie eines jener Worte hastig ausstieß, mit der unmittelbaren Versicherung, daß es nicht gelten solle, und mit der Bitte um Verzeihung; dann konnte ich nicht umhin, es noch einmal zu wiederholen, wie auch die ruhmvolle Genugtuung, und so fort, bis die seltsame Aufregung vorüber war."

VIII

Wenn wir zusammenfassen, was diese erste analytische Annäherung an das Problem ergeben hat, so ist es folgendes: das Gebet stellt psychologisch eine Reaktionsbildung gegen feindselige, grausame oder aggressive Impulse dar, die im Einzelnen in Gegensatz zu den entgegengesetzten Gefühlsströmungen wirksam sind. Es entstammt Abwehrbemühungen gegen die Unheilsbefürchtung, die als seelische Folge jener bösen Triebregungen und in reaktiver Verstärkung der Liebesgefühle auftauchen. Jenes gefürchtete Unheil wird ursprünglich für die eigene Person, später für teure Verwandte und Freunde erwartet. Es handelt sich also im Gebete ursprünglich keineswegs um eine einfache psychische Erscheinung. Sein Wesen besteht nicht nur in Wünschen, die aus dem unerschöpflichen Reservoir menschlicher Begierden aufsteigen. Gebete sind vielmehr Abwehrformeln gegen jenes Unheil, das als Strafe wegen verbotener Wunschregungen erwartet wird. Diese Wünsche aber hatten Teil an der Allmacht der Gedanken, die für den Primitiven, den Neurotiker und das Kind unzweifelhaft ist. Der Allmachtcharakter geht auch auf die Abkömmlinge der seelischen Reaktion über und begründet das Vertrauen auf die Wirkung der eigenen Gebete. Die Todesangst des Mannes, der für sein Leben betet, ist vertieft durch die unbewußte Angst, die sich auf dem Grunde der gegen Andere gerichteten Todeswünsche gebildet hat; der Bauer, der um eine gute Ernte betet, fürchtet unbewußt Frost und Hagel als Strafe für seine geheimen neidischen und feindseligen Regungen usw.

Dieser psychische Reaktionscharakter des Gebetes, der aus dem unbewußten Schuldgefühl abgeleitet werden kann, wird dem Analytiker regressiv in den Vorgängen der Wiederkehr des Verdrängten klar. So brechen durch die Gebete um das Leben eines teuren Verwandten plötzliche Todeswünsche durch; in das Gebet: „Gott schütze meinen teuren Vater!“ drängt sich gegen den Willen des Betenden ein verräterisches „nicht“ ein. In dem oben erwähnten Patienten, der während der Erkrankung des geliebten Großvaters für dessen Genesung inbrünstig betet, taucht plötzlich das Bild einer schwarzumränderten Todesanzeige auf, in der mitgeteilt wird, daß der Großvater gestorben ist. Die Parallele des Gebetes und der Abwehrformel der Neurotiker wird dort am klarsten, wo die Abwehrformel der Zwangssymptomatologie selbst gebetähnlichen Charakter angenommen hat. Eine Zwangskranke leidet unter der Angst, ihr Mann könnte die Krebskrankheit seiner Mutter geerbt haben und an ihr sterben. Sooft diese Befürchtung in ihr auftaucht — während des Tages viele hundert Male — muß sie leise vor sich hinsagen: „Nein, nein, nein, lieber Gott, nein!“ Dabei muß sie mit dem Fuße auf dem Boden scharren, wie um jene Möglichkeit zuzudecken. (Der Ausdruck des gegensätzlichen verdrängten Wunsches, des Begrabens des Ehegatten, ist in dieser Zwangshandlung ebenfalls leicht erkennbar.) Wenn der früher erwähnte Patient von seinen zwanghaften Blasphemien gequält wurde, mußte er: „Verzeih' mir, verzeihe mir!“ sagen; diese Formel wurde von einer Bewegung der rechten Hand begleitet, wie wenn diese etwas in der Luft abwischen wollte. Die genetische Erklärung dieser Bewegung war

leicht: die Eltern des Patienten hatten sich einmal wegen der psychischen Krankheit ihres Sohnes an einen Mann gewendet, der in französischen Zeitungen inseriert hatte, er könne Zwangskranke auf dem Wege einer brieflichen Behandlung, die er „Psychanalyse" nannte, zu radikaler Heilung führen. In diesen Briefen war nun als das wesentliche Mittel zur Heilung empfohlen worden, der Kranke solle die auftauchenden Zwangsgedanken zuerst niederschreiben und dann ausradieren. Jene Handbewegungen erwiesen sich demnach als historische Überbleibsel dieses durch seine Einfachheit imponierenden psychotherapeutischen Verfahrens.

Die zwei angeführten Beispiele, die sich aus der Symptomatologie der Neurosen beliebig vermehren ließen, lassen erkennen, wie nahe das religiöse Phänomen des Gebetes der neurotischen Abwehrformel psychologisch verwandt ist. Es wird uns ferner klar werden, daß die Handlungen und Bewegungen, die das Gebet begleiten, den magischen Praktiken vergleichbar sind. Jene Gesten des Verscharrens und des Radierens haben unzweifelhaft einen magischen Sinn. Sie sollen beide befürchtetes Unheil abwehren. Sie verhalten sich zu den Gebeten, in deren Begleitung sie auftreten, wie die Schutz- oder Sicherheitsmaßregel der Zwangsneurotiker zu ihren Abwehrformeln.

IX

Ist die hier dargestellte Abwehrfunktion des Gebetes, seine Entstehung aus der Angst und der zwanghaften Bemühung, ihrer Herr zu werden, unmittelbar in der Kinderstube zu beobachten? Man hat dazu wenig Gelegenheit.[1] Man kann indessen seine seelische Herkunft und seine Motive regressiv gut studieren. Die Gebete, die man das Kind lehrt, zeigen bereits alle Anzeichen der sekundären Bearbeitung, der Verschiebung und Verallgemeinerung. Immerhin gibt es eine ganze Reihe von Kindergebeten, in denen der Schutz des eigenen Lebens, der

1) Friedrich Hebbel (Meine Kindheit) erzählt von dem außerordentlichen Eindruck, den das erste heftige Gewitter, das er erlebt hatte, auf ihn machte, da „die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: ‚Der liebe Gott ist bös!' und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich dazusetzte: ‚Ihr taugt auch alle nicht!' Dies Wort, aus so widerwärtigen Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken und entzündete den religiösen Funken in mir." Jetzt begriff er auf einmal, „warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: ‚das walte Gott!' zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet . . ." Man vergleiche damit die große seelische Erschütterung, welche das Erdbeben von Lissabon 1755 auf den Knaben Goethe machte („Aus meinem Leben".).

eigenen Gesundheit in erster Linie steht. Eines der üblichen Abendgebete, die in unseren Gegenden Kinder sprechen, beginnt mit den Worten:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe meine Augen zu.
Vater, laß die Augen dein,
Über meinem Bette sein!"

Man gewinnt am besten Einblick in die Psychogenese eines solchen Gebetes, wenn man die gelegentlichen Durchbrüche jener verdrängten Regungen, als deren Reaktionsbildung es entstanden ist, studiert. Ein Nervöser, der als Erwachsener unter der zwanghaften Angst litt, daß sich Spitzen oder Ecken in seine Augen bohren könnten, erinnerte sich, dieses Gebet als Kind jeden Abend gesprochen zu haben. Bei den Zeilen:

„Vater, laß die Augen dein,
Über meinem Bette sein!"

hatte er die Vorstellung der zwei Augen des Vaters, die vom Körper abgelöst an die Wand oberhalb des Kinderbettes geheftet waren. Dem Wunsche, die Augen des Vaters sollten über des Kindes Bette sein, war hier also ein geheimer aggressiver Sinn verliehen worden, der das Verdrängte wieder an die psychische Oberfläche brachte. Das Gebet, Gott (der Vater) solle die Augen über dem Bette sein lassen, war auf das unbewußte Vorstellungsmaterial der kindlichen Onanie vor dem Einschlafen gestoßen. Es hatte dort die alte, heftige Kastrationsangst ausgelöst, die sich noch in der charakteristischen feindseligen Wendung gegen die Person des Vaters verrät. Das kleine Mädchen einer amerikanischen Patientin gestand der Mutter, daß es sich immer verlegen fühlte, wenn es kniete und die Hände zum Gebet faltete. Es erklärte, es müsse dabei an Soldaten denken, die knieend schossen. Auch hier die Wiederkehr verdrängter, feindseliger Impulse.

Es wird nicht auffällig erscheinen, daß in den meisten Kindergebeten der Bitte um Schutz für das Kind selbst Bitten um das Wohlergehen der Eltern und anderer Verwandter folgen, wenn z. B. der Schutzengel gebeten wird, seine Wachsamkeit auch auf das Leben und die Gesundheit der Pflegepersonen zu erstrecken. Die Verschiebung der Unheilserwartung vom Ich auf nahestehende und teure Personen, ein uns aus der Analyse der Zwangssymptome wohlbekannter Prozeß, ist in diesem Zusammenhange noch greifbar nahe. Später wird der Zusammenhang immer undeutlicher; das Gebet für andere, teure Personen tritt in den Vordergrund und sein Reaktionscharakter wird unerkennbar, wenn ihn nicht plötzliche Durchbrüche verdrängter Gedanken blitzartig erleuchten.

Es kann nicht schwer fallen, von hier aus eine Antwort auf die Frage zu erhalten, welchen psychologischen Sinn es hat, wenn Eltern die Kinder beten lehren. Im Mittelpunkte dieser Gebete stehen Bitten, das Kind soll brav und gut werden, Bitten um sein eigenes Wohlergehen und das der Eltern. Es ist nun analytisch deutlich geworden, daß Bitten dieser Art eine seelische Reaktion auf die entgegengesetzten Gefühlsregungen des Kindes sind. Sie sollen also dazu dienen, diesen Gegenströmungen ihre Schärfe und Schwere zu nehmen, das Übel, das die bösen Wünsche verursachen könnte, abzuwehren. Indem das Kind für das

Wohl der Eltern betet, hat es jene feindseligen Impulse aufgehoben, kraft der Allmacht der Gedanken ihre schrecklichen Folgen zu nichte gemacht. Es hat aber damit auch die unbewußte Angst, die sich aus der Reaktion auf jene feindlichen und grausamen Regungen ergibt, beschwichtigt und seinen reaktiv verstärkten zärtlichen Strebungen Ausdruck gegeben. Es hat seinen guten psychologischen Sinn, daß diese Bitten und Wünsche dem Kinde gelehrt werden. Indem sie das Kind beten lehren, beweisen die Eltern ihr unbewußtes Verständnis für die unbewußt-seelischen Prozesse beim Kinde, für seine ambivalente Einstellung ihnen gegenüber. Dieses Verständnis aber darf sich auf die Erinnerung der eigenen feindseligen Regungen in der Kinderzeit berufen und wird von der unbewußten Vergeltungsangst unterstützt.

Angst ist also die Triebkraft des Kindergebetes wie des Gebetes der Erwachsenen; sein Ziel ist Beschwichtigung der Angst. Aber sind nicht die Züge Gottvaters, zu dem das Kind betet, milde und freundlich? Neigt sich nicht zärtlich der Schutzengel über seine gefalteten Hände und trägt sein Gebet zu der Gottheit Thron? Vergessen wir nicht, daß solche Milde und solche Güte der Gottheit nicht immer eigen war und erst ein Resultat der gemilderten Anschauungen der Gläubigen darstellt. Erst dem betenden Kinde erscheint Gott gnädig und barmherzig; dem schuldbewußten ist er ein Gott der Rache und Strenge. Noch hinter den gütigen Zügen erkennt man das Antlitz des gefürchteten, verbietenden und strengen Vaters. Wenn der kleine Junge im „Vaterunser" betet: „Führe uns nicht in Versuchung!" — wie anders könnte sein Gebet lauten, wenn es nicht an den milden und gütigen Gottvater, sondern etwa an einen bösen Dämon gerichtet wäre?

Verstehen wir die Liebe unserer Kinder?

Von Dr. I. Sadger, Wien

Wenn man Eltern aus gut bürgerlichen Kreisen fragt, wie sie zu ihren Sprößlingen stehen, wird man fast immer zur Antwort erhalten: „Ausgezeichnet! Wir hängen mit großer Innigkeit an ihnen und sie an uns." Leider haben verschiedene autobiographische Berichte aus der Literatur sowohl, wie vor allem aus meiner psychoanalytischen Praxis, Erzählungen durchwegs von sogenannten heißgeliebten Kindern, mich an der Wahrheit jener angeblichen Tatsachen zweifeln gelehrt. Hier einige Proben:

Von einem in Deutschland vielgelesenen Autor Hermann Löns, erzählt sein engster Freund und Lebensbeschreiber Knottnerus Meyer („Der unbekannte Löns," Eugen Diederichs Verlag in Jena 1928, S 75.) folgenden Ausspruch: „Meine Mutter, die verstand mich, hat alles für mich getan . . . Und doch hat gerade sie mir den größten Schmerz meines Lebens zugefügt; allerdings ohne es zu ahnen. Sie schwärmte einmal wieder so für das Heidekraut. Es war harter Frost und

tiefer Schnee. Da habe ich nach vieler Mühe einen Busch Heidekraut auf dem Kirchhof rausgekratzt und ihr gebracht. Sie dachte gar nicht mehr daran und sagte nur: ‚Schmeiß' den vertrockneten Busch man gleich weg' oder so ähnlich. Das war für mich Jungen so, als wenn mir einer ins Herz tritt. Daß die Erwachsenen Kinder so wenig verstehen!" Zeitlebens konnte der Dichter seiner im Übrigen ganz vortrefflichen Mutter dies Zurückstoßen seiner Jungenliebe nicht vergessen.

Als eine meiner Kranken diese Stelle las, fiel ihr folgende Erinnerung aus ihrem Leben ein: „Fünf Jahre werde ich wohl gezählt haben, lesen konnte ich noch nicht, aber die Gedichtlein in meinem Bilderbuch wußte ich alle auswendig, auch eines von den Engeln und vom lieben Gott. Weil einmal ein Sonntag gar so schön war, machte ich mir eine Melodie dazu und sang. Die größeren Geschwister und die Eltern richteten sich zum Kirchgang, und ich sang dazu mein neues Lied, wofür mich alle lobten, weil es so schön war. Und als ich es schüchtern auch sang, als der Vater ins Zimmer kam und er sagte: ‚Du singst aber schön', da war ich so glücklich und stolz und kühn und, ihm zu gefallen, sang ich immer lauter und lauter stets dasselbe Lied. Ich wollte wohl noch einmal gelobt werden. Auf einmal sagte Vater ganz streng: ‚Jetzt hör aber einmal auf!' Da war ich ganz still und alle Freude war dahin. Das kann ich nicht vergessen. Wahrscheinlich wird dem Vater mein Singsang auf die Nerven gefallen sein. Jetzt versteh' ich's ja. Aber damals habe ich dem Vater wohl den Stuhl vor die Türe gesetzt, und weil ich ihn im tiefsten Grunde doch so lieb hatte, habe ich ihm den Stuhl doch wieder selbst zurück in die Herzkammer getragen."

Nun ein Gegenstück zu der letzten Geschichte. Eine andere Kranke erzählte mir: „Mit neun Jahren fiel mir einmal ein Vers ein, mit dem ich voll Freude zu Papa hineinstürzte, um ihn vorzulesen. Dieser aber hatte geschlummert und erwiderte: ‚Du, jetzt laß mich schlafen! Später!' Ich war in meiner Begeisterung geknickt und nahm ihm das furchtbar übel, trotzdem ich mir mit dem Verstande sagte: Eigentlich bin ich glimpflich davongekommen. Meine Absicht war, ihn dadurch auszuzeichnen, daß ich es ihm zuerst vorlas, statt Mama oder dem Fräulein, die meine Aufsätze immer sehr schön fanden. Allein ich rannte zu Papa, weil ich eine wirkliche Kritik haben wollte, und als er mich hinausschickte, kühlte mich das wahnsinnig ab. Ich habe ihm fortab nichts mehr vorgelesen."

Von der zartesten Kindheit ab bis tief hinein in die Pubertät bedrückt unsere Sprößlinge nichts derart schwer, als wenn ihre Liebe schroff zurückgewiesen, ja selbst nur unfreundlich aufgenommen oder gar mit schnödem Undank gelohnt wird. So erzählte mir ein sehr intelligenter Kranker von seinem Büblein:

„Der Hansi ist gerade $1^1/_2$ Jahre alt, da ereignet sich folgende Szene. Er, der schon längst zimmerrein geworden ist und stets rechtzeitig nach dem Töpfchen ruft, verlangt, von der Mutter auf den Schoß genommen zu werden. Kaum sitzt er oben, springt meine Frau schon wütend auf: ‚Du hast mich ja angelullt!' Als er sieht, wie wütend sie ist, wird er ganz fassungslos. Er vermochte gar nicht zu begreifen, daß wir darüber zürnten. Wollte er ihr doch offenbar etwas Liebes erweisen und konnte nicht verstehen, daß wir sein Lullen anders auffaßten. Während er bei anderen Gelegenheiten, wenn er irgend etwas angestellt hat, deutlich schuldbewußt ist und eine entsprechende Miene aufsteckt, war diesmal sein Schreien gar nicht zu beruhigen, und er schien überhaupt unversöhnlich. Lange Zeit schaute er uns gar nicht an und erst nach langem Zureden ließ er sich endlich begütigen."

Bald darauf kam noch eine weitere Liebesenttäuschung. „Der Bub wollte zu meiner vielbeschäftigten Frau, um sich an ihren Rock zu hängen. Die aber rief ihm zu: ‚Ich hab' jetzt keine Zeit!' und wischte hinaus. Zuerst war er wie versteinert, dann begann er zu schreien und konnte sich gar nicht beruhigen. Ich sah ihm an, was in seiner Seele vorging. Zuerst begriff er nicht, warum er so zurückgewiesen wurde, dann konnte er sich lange nicht fassen, weil ihm dies offenbar als ungerechtfertigte Zurückweisung durch die Mutter erschien. Besonders energische Mütter können das Gefühl der Lieblosigkeit im Kinde erzeugen, selbst wenn sie es eigentlich sehr gern haben. Auch ich werde selbstredend sehr viele Enttäuschungen bei meiner Mutter erlebt haben. Ich empfand sie als ungerecht, und sie raubten mir den Mut, zur Mutter zu kommen und später überhaupt zum Weibe zu gehen. In der Pubertät bis hinein in die Mannesjahre vermochte ich nur schwer, mich einem Mädchen zu nähern, weil ich immer wieder Zurückweisung fürchtete, wie einst bei der Mutter."

Im Anschlusse an ein paar Naturschilderungen von Hermann Löns, die im Lesebuche stehen, erzählt eine Lyzeallehrerin ihren 13jährigen Schülerinnen auch die oberwähnte Geschichte vom Heidestrauß, den des Dichters Mutter, die das Opfer des Sohnes so gar nicht verstand, diesen wegschmeißen hieß. „Könnt Ihr den Schmerz verstehen?" fügte die Lehrerin hinzu. „Schon während ich erzählte, sah ich manche Augen groß und still schauen, wie in eine Ferne. Und jetzt war's, als ob manch junges Köpflein herunterknicken wollte, und es war ein großes Schweigen. Da wußte ich: Wohl alle, die da vor mir saßen, trugen auch schon ihre Schmerzen, die sie vielleicht ein ganzes Leben lang nicht verließen." Aus diesem Erlebnis heraus gab sie ihren Schülerinnen einen freien Aufsatz: „Meine früheste Kindheitserinnerung", nicht ohne zu betonen, er sei ausschließlich für sie selber bestimmt, er werde nicht korrigiert und käme auch nicht zur Kenntnis des Direktors; je offener der Aufsatz geschrieben wäre, desto besser. „Man macht sich keinen Begriff, mit welchem Eifer sich die Kinder über die Blätter beugten." Aus den Aufsätzen, die ich gelesen habe, möchte ich vier anführen, wobei ich noch vorausschicke, daß die Mädchen in den ersten vier Lebensjahren standen, als ihre Väter im Weltkrieg mitkämpften.

Die erste schreibt: „Ich war ungefähr zwei Jahre alt[1], als mein Vater vom Kriege heimkam. Meine Mutter lag schwerkrank im Bette mit Grippe und Lungensucht, ich im Wiegenkorb neben ihr mit der gleichen Krankheit . . . Fest anrühren durfte mich niemand, denn sonst schrie ich auf vor lauter Schmerz . . . Mutter sagte oft: ‚Mausi, bet' nur schön zum Jesuskindlein. damit der Papa bald kommt.' Das tat ich auch. Und eines Tages kam wer mit schweren Tritten die Stiege herauf, denn er wußte schon, daß wir krank waren. Als er heimkam, liefen ihm die Tränen herunter. Ich sagte: ‚Papa, geh ja nimmer fort! Und was hast mir denn mitgebracht?' Er nahm mich auf seinen Arm und sagte viel ‚Mausi' und küßte mich oft. ‚Nun komm her, Papa, ich muß dir was erzählen. Weißt, ich hab' alle Tag zum Christkindlein gebetet, damit du bald kommst, und der Doktor war auch immer da bei mir. Ich hab' ihn aber nur gern gehabt, wenn er mir etwas gebracht hat. Ich hab' aber auch dir eine Freude gemacht, nämlich ich hab' meinen Dutzi weggeworfen und nimm jetzt gar keinen mehr. Auch geh ich schon auf den Nachttopf, braucht die Schwester nicht

1) Die Zahlenangaben sind hier, wie in den nächsten Fällen, nicht sehr genau, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt.

mehr mit dem Lumpen wischen.' Auf einmal fielen mir vom Erzählen die Augen zu und ich schlief ein." Ob wohl der Vater das große Opfer seiner Tochter verstand, die aus Liebe auf den Schnuller verzichtete und die Befriedigung ihrer Harnerotik?

Eine zweite schreibt: „Meine erste und zugleich schönste Erinnerung war vor zehn Jahren. Ich war damals $3^1/_2$ Jahre alt und Vater im Kriege . . . Eines Tages überbrachte ein Mann meiner Mutter ein längliches Papier, und als Mutter es aufbrach, rief sie freudig: ‚Mukele, morgen kommt dein lieber Papa!' Ich stand erstaunt mitten im Zimmer und hielt meinen großen Besen (sie hatte Mutter beim Reinemachen geholfen) krampfhaft in den Händen. Dann murmelte ich immer vor mich hin: ‚Papa, Papa!' — ‚Freust dich nicht?' fragte meine Mama. Plötzlich führte ich den reinsten Indianertanz auf und schrie: ‚Papa, Papa!' . . . Ich glaube, nach einigen Tagen stand ich einem großen, graugekleideten Manne gegenüber. Ich kann mich nur noch erinnern, wie er meine Mutti immer wieder küßte. Ich empörte mich sehr und sagte: ‚Du, fecher Mann, saust nicht gleich, daß du meine Mama ausläßt!' Ich kannte meinen Vater noch nicht und wußte daher nicht, daß er meiner Mama nicht weh tut. Er hob mich dann lachend empor und gab mir ein festes Busserl und ich fing gleich an zu schreien, denn er hatte lauter Stacheln, wie ich sagte, im Gesicht. Dann setzte sich die ‚neue Mama', wie ich Papa nannte, an den Kaffeetisch. Bis dahin kann ich berichten, denn das Weitere ist mir nicht mehr im Gedächtnis geblieben." Es läßt tief blicken, daß sie den lang abwesenden und darum schon vergessenen Vater nur mit ihrer Liebe zur Mutter liebt und den Rückgekehrten, der sie küßt, nicht anders zu bezeichnen vermag als: die neue Mama.

Nun ein trauriges Gegenstück zu dem letzten Falle: „Als ich mit $1^1/_2$ Jahren auf dem Schoße meiner Mutter saß", erzählt eine Dritte, „kam jemand mit schweren Tritten die Treppen herauf. Es klopfte an unserer Türe und Mutter rief: ‚Grüß dich Gott, Papa!' Ich riß Mund und Augen auf, denn ich hatte noch nie von meinem Papa etwas gehört. Als er näher zu mir hertrat, fing ich laut zu weinen an und kroch unter den Tisch. Er konnte es gar nicht glauben, daß ich ihn fürchte, und fragte Mama, ob ich auch sonst so furchtsam sei. Sie verneinte es und er sagte diesmal noch nichts. Als er aber wieder kam, machte ich es ebenso. Jetzt holte er mich vom Tisch hervor und prügelte mich tüchtig durch. Natürlich hatte ich dann noch mehr Angst vor ihm. Wenn ich hörte, daß er kommt, verlangte ich in mein Himmelbett, schlief da vor Angst ein und träumte vom Christkindlein, von dem mir Mama immer erzählte." Wie wenig dieser Vater die Gefühle seines Töchterchens begriff und wie schlecht er es verstand, sich dessen Neigung zu gewinnen, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Sehr merkwürdig erscheint uns klugen Erwachsenen, daß sich die Liebe eines Kindes in einer — Maulschelle kundtun kann oder einem Schlage ins Gesicht. Vom kleinen Scupin, über den seine Eltern das vorläufig noch genaueste Kinder-Tagebuch führten[1], freilich mit Weglassung aller Sexualäußerungen, wird aus dem 11. Monat berichtet:

„Vormittags machte er seine erste Bekanntschaft mit einem um $^1/_2$ Jahr älteren Mädchen. Während die Kleine ihn gleichmütig anblickte, war das Mienenspiel des Jungen ein außerordentlich bewegtes: Interesse, Staunen, Freude und eine unbeschreibliche Neugier. Als das Mädchen bei seinem Anblicke plötzlich ‚Puppe' sagte, ihn also wohl für eine Puppe hielt, erregte ihn die Wahrnehmung, daß sie sprach, im höchsten

1) Ernst und Gertrud S c u p i n, „Bubis erste Kindheit", Leipzig, Grieben 1907, S. 44.

Grade. Aus Freude darüber oder vielleicht auch nur, um ihr nachzutun, sprudelte er plötzlich lebhaft einen unverständlichen Silbenschwall hervor, erregte sich dabei immer mehr, und mit einem jähen, jubelnden Aufschrei schlug er ihr plötzlich ins Gesicht. Es sollte augenscheinlich eine Liebkosung sein, wurde aber von der Kleinen nicht als solche aufgefaßt; sie machte ein tiefunglückliches Gesicht und wir mußten den ausgelassenen Jungen von weiteren Attentaten zurückhalten. Trotzdem gelang es ihm noch, ihr mit Heftigkeit ein Biscuit aus der Hand zu reißen, darauf auch die Puppe, doch geschah alles aus einem so liebenswürdigen Übermut und aus so glückseliger Stimmung heraus, daß man es unmöglich als Wut oder Neid auffassen konnte. So überließ er z. B. seinen Puppenjungen dem Mädchen ohne Widerstreben."

Und nun ein Gegenstück dazu aus dem Berichte einer vierten Lyzeistin: „Ich stand im zweiten Lebensjahre, da ich zu Weihnachten meine erste Puppe bekam. Als ich den strahlenden Christbaum sah, war ich ganz verblüfft. Neben dem Baum stand ein Puppenwagen, in welchem es sich eine Puppe behaglich machte. Vor lauter Freude darüber konnte ich gar nichts sagen, aber dann ging ich zum Wägelchen und gab der Puppe eine knallende Ohrfeige. Darauf streichelte ich sie ganz zärtlich und sagte: ‚Mei Babu', da ich noch nicht ‚Meine Puppe' sagen konnte. Später ging ich dann in mütterlicher Zärtlichkeit mit ihr um. Ich kann mich noch gut entsinnen, wie ich im Zimmer auf den Zehenspitzen tanzte und Marta — so hatte ich sie getauft — auf dem Arme hatte und sang: ‚Eia popeia, mei Babu, mei Babu, mei senste, mei beste bist du!'"

Und nunmehr, nach all diesen Liebesproben, möchte ich als meine Überzeugung aussprechen, daß wir Erwachsenen, auch die besten Mütter und zärtlichsten Väter in entscheidenden Augenblicken die Liebe unserer Kinder gar nicht verstehen, sie, ohne es zu wollen, aufs schlimmste kränken und so einen unvergeßlichen Stachel in ihre empfindliche Seele drücken. Nicht aus bösem Willen, denn das wären einfach schlechte Eltern, die nicht in den Kreis meiner Ausführungen fallen, sondern die besten, liebevollsten handeln so, wie etwa die Mutter von Hermann Löns oder des kleinen Hans, deren aufopfernde Zärtlichkeit vielfach bezeugt ist. Ich kann nur wiederholen: Wie wenig begreifen wir neunmal weisen Großen und Erwachsenen das Liebesbedürfnis und die Liebefähigkeit unserer Kleinen!

Noch ein Gesichtspunkt dünkt mir bemerkenswert, daß mangelnde Liebeserwiderung die Kindesseele am empfindlichsten trifft, wo die einfache Oedipus-Einstellung herrscht, mit anderen Worten: Wenn der Knabe von der Mutter, das Mädchen vom Vater sich mißverstanden fühlt. Der gleichgeschlechtliche Elternteil hat sozusagen ein angeborenes Recht auf strengere Behandlung seiner Kinder. Doch vom mehrgeliebten anderen erwarten die Kleinen volles Verständnis und sind dann schwer, unheilbar enttäuscht, wenn diese Voraussetzung sie getrogen hat. Vielleicht darf man daraus die Lehre ziehen, gerade Kindern gegenüber ganz besonders vorsichtig zu sein mit scharfen Zurückweisungen und stets erst nach den innersten Beweggründen zu forschen. Nur allzu häufig wird man auf eine gut versteckte, uns Großen schon undurchsichtig gewordene Liebe stoßen, die Lob verdient, wie bei Hermann Löns, oder mindestens eine gütige Belehrung, wie etwa im Falle des kleinen Hans.

Ein Fall von Bettnässen

Parallelismus verschiedener Symptome

Von Prof. Charles Baudouin, Genf

Bettnässen (Enuresis) ist eine der Erscheinungen, mit denen es der Kinderarzt am häufigsten zu tun hat. Man hat dieses Symptom mit der kindlichen Onanie in Verbindung gebracht, ebenso mit dem Kastrationskomplex. Andererseits sind wir auf Fälle gestoßen, die von einem Regressionszustand beherrscht zu sein schienen, d. h. von einer Sehnsucht nach der frühen Kindheit und dem Verlangen, in diese glückliche Zeit zurückzukehren, wo man jede Nacht der Gegenstand zärtlichster Fürsorge war. Wir haben (bei James[1]) dieses Symptom angetroffen in Verbindung mit Somnambulismus, Angst vor Gespenstern — lauter Störungen, die in ihrer Art dieselbe Sehnsucht darstellten. Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß die Analyse eines physischen Symptoms erleuchtet werden kann, wenn es von einem psychologischen Symptom begleitet ist, dessen Deutung schon feststeht. Hier möchte ich noch eine persönliche Beobachtung hinzufügen. Eine Enuresis, um deretwillen man mir ein Kind zugeführt hatte, war begleitet von einem intellektuellen und einem affektiven Symptom. Beiden maß man nicht viel Bedeutung zu, weil sie viel weniger lästig waren. Aber für die Analyse waren sie sehr lehrreich.

Das Kind, Claude, ein siebenjähriger Knabe, artig, begabt, zärtlich, ein wenig scheu, zeigte außer der Enuresis die folgenden zwei leichten Störungen:

1) Es verursachte Claude viel Mühe, anständig zu schreiben, obwohl er sonst in der Schule gut mitkam. Man mußte ihm Nachhilfestunden im Schreiben geben lassen — ohne Erfolg. Die Schwierigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf das große C.

2) Claude wollte, daß seine Mutter oder das Kindermädchen am Abend an seinem Bett sitzen blieben. Wenn dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, gab es einen regelrechten Verzweiflungsausbruch.

Im zweiten Zug erkennt man unschwer das Verhalten des Kindes, das die Säuglingsrolle wieder spielen möchte und bei dem die Sehnsucht nach der frühen Kindheit danach strebt, eine Regression zustandezubringen (wie bei James).

Gelegentlich der Besprechung der Schreibschwierigkeit fragte ich Claude nach einem Vornamen mit dem Anfangsbuchstaben C. Obgleich es sich um ein sehr aufgewecktes Kind handelte, fand er keinen einzigen Vornamen, und er merkte unglaublicherweise gar nicht, daß er ja bloß seinen eigenen Vornamen zu nennen brauchte. Das entdeckte er erst in der folgenden Behandlungsstunde. Diese merkwürdige Verdrängung zeigte deutlich, daß der eigene Vorname ein Gegenstand der Nichtachtung war und daß das Kind mit seiner Weigerung, diesen Vornamen

1) Vgl. diese Zeitschrift, Heft 5/6, März 1929, „Leidvoller Verlust und Regression im Kindesalter".

zu schreiben, vor allem den großen Anfangsbuchstaben, der ein Hauptsymbol für das Ich ist, sich weigerte, sich selbst anzuerkennen (Selbstverkleinerung).

Das stimmte übrigens durchaus mit der Furchtsamkeit und mit der Haltung beim Einschlafen, wo er sich wie ein kleines Kind benahm, überein. So verstärkten diese hinzutretenden psychologischen Symptome den Sinn des hauptsächlichsten physischen Symptoms, der Enuresis. In Anlehnung an andere Analysen könnte man schon versucht sein, diese Enuresis als Ergebnis einer Sehnsucht nach der Säuglingszeit zu deuten, eines Wunsches nach Selbstverkleinerung. Aber nach der Bestätigung, die die Begleitsymptome lieferten, drängt sich uns diese Deutung noch stärker auf.

Das ist häufig der Fall. Selten zeigt sich ein körperliches Symptom allein. Gewöhnlich ist es von psychologischen Symptomen begleitet (in der Intelligenz, dem Affektleben oder im Betragen), die, wenn ich so sagen darf, deutlicher zu lesen sind und die als eine Übersetzung derselben Ideen in eine bekannte Sprache angesehen werden können. Muß man noch besonders betonen, wie sehr diese Übersetzung bei der Analyse des physischen Symptoms nützen kann?

Er möchte ein Mädchen sein

Von Karl Pipal (Reichenau)

Die Zehnuhrpause ist vorüber, ich trete in die erste Bürgerschulklasse und werde mit einer Lachsalve empfangen. Bald erfahre ich den Grund der allgemeinen Heiterkeit. Auf der Treppe steht der 12jährige Erich St., der jetzt im Sommer ein Turnerleibchen trägt, das er in der Pause vorne mit Taschentüchern ausgeschoppt hatte, um den Eindruck einer Dame zu erwecken. Als mich Erich erblickt, wird er feuerrot, verschwindet auf seinen Platz und bemüht sich, die Taschentücher schleunigst zu entfernen. Plötzliche Stille, 42 Augenpaare sind auf mich gerichtet. Was nun? Ich gestehe offen ein, daß ich es für den ersten Augenblick selbst nicht wußte, doch da fiel mir folgende Arbeit ein, die der „Missetäter" einmal geliefert hatte:

„Die Mutter lehrte mich das Ausreiben. Ich dachte mir immer, wenn ich ein Mädchen wäre, so könnte es für mich einmal einen Wert haben. Doch sie (die Mutter) wird es besser wissen, sonst hätte sie mich's nicht gelehrt. Natürlich, Küche und Zimmer darf ich nicht ausreiben, nur das Gastzimmer. (Seine Eltern haben ein Gasthaus.) Das andere macht sie selbst."

Nun bin ich im klaren und meine: „Laßt ihn nur, er will halt ein Mädchen sein!" Ein neuerlicher Lachausbruch — ich kann ihn verstehen, weiß ich doch aus Erfahrung, wie verächtlich in Klassen mit Koedukation die Knaben dieses Alters auf die Mädchen blicken, und als sich der Sturm legt, scheint mir der Boden für eine kleine Untersuchung reif zu sein. Ich zeige mich interessiert und fordere die Kinder zu einer Stellungnahme auf. „Ich möchte ein Mädchen sein" heißt das Problem für Knaben, „ich möchte ein Knabe sein" für Mädchen.

Von den 20 Knaben der Klasse wollen 18 „wohl eher alles andere sein, nur kein Mädchen!" Die häuslichen Arbeiten wären ihnen viel zu fade, die Kittel würden ihnen beim Laufen hinderlich sein, es wäre mit dem Baumkraxeln und Bergsteigen aus, die langen Haare wären im Sommer recht unangenehm, sie müßten sich von den Knaben alles gefallen lassen, weil sie doch die Stärkeren

sind, man hätte weniger Freiheit und müßte schließlich einem Manne gehorchen. Letzten Grund führten 14 Knaben an. Recht interessante Gedanken brachte

Johann M., 12 Jahre alt: „Ich möchte kein Mädchen sein, wenn ich aber dennoch eines wäre, ließe ich mir keinen Bubikopf schneiden. Ich würde auch nicht mit Burschen bis in die Nacht hinein umherlaufen. Das soll man nicht tun. Im Hause würde ich immer aufs kleine Kind aufpassen, es herumtragen und, wenn es schläfrig ist, in den Schlaf wiegen. Ich würde zu Hause fleißig bei der Arbeit helfen, beim Kochen immer zuschauen, so daß ich auch einmal, wenn ich einen Mann hätte, ihm ein gutes Essen bereiten könnte. Wenn es die Mädchen so machen würden, möchten sie alle einmal tüchtige Hausfrauen werden."

Johann M. ist in einer Hinsicht konservativ, ein ausgesprochener Gegner des Bubikopfes, andrerseits erscheint er als eifriger Reformator, der scharfe Kritik an den bestehenden Zuständen übt. Folget ihm, Mädchen, und ihr werdet dann „alle einmal tüchtige Hausfrauen"! Woher aber diese Gedanken bei einem 12jährigen Knaben? Ist es leeres Nachdreschen gehörter Äußerungen Erwachsener? Manches ist aus dem Milieu des Kindes verständlich.

Johann hat eine Stiefmutter und weint noch immer seiner ersten Mutter nach, deren Idealgestalt durch den Tod in lichte Höhen getragen wurde. Tiefergreifend sind die Äußerungen, die sich auf sie beziehen: „Ich hatte sie doch so unendlich lieb, warum mußte sie gerade mir sterben! Wenn ich daran denke, bekomme ich Kopfschmerzen und es wird mir ganz schlecht." Mit der Stiefmutter zogen andere Sitten in die Familie, und Johann fühlte die furchtbare Schwere des Verlustes immer mehr. Ein Stiefbruder kam und nun war Johanns Lage verzweifelt. Er mußte im Haushalte wie ein Mädchen mithelfen, das Geschirr abwaschen und abtrocknen, die Küche aufräumen, auf das kleine Kind schauen, es herumtragen, in den Schlaf wiegen und sogar kochen. Und die Stiefmutter? Ja, sie trägt einen Bubikopf, muß mit dem kleinen Bruder sehr viel ins Freie gehen und fast jeden Abend macht sie Johann zum Kindersklaven, denn „sie", Johann nennt seine Stiefmutter nie anders, geht ins Kino oder zu einer anderen Frau auf Besuch. Es ist hart, eine Stiefmutter zu haben, man kann die erste Mutter nicht vergessen, die Kontraste füllen das Herz und dann geht der Mund über.

Hans D., 13 Jahre alt: „Ich möchte wohl eher alles sein, nur kein Mädchen, denn ich kann mir nichts Qualvolleres vorstellen, als daheim beim Kochtopf zu stehen, Strümpfe zu stopfen oder Kinder zu wiegen. Hätte ich aber dennoch das Unglück, ein Mädchen zu sein, so hätte ich nur den einzigen Wunsch, viel zu lernen, damit ich mir das Brot selbst verdienen könnte, und später nicht auf einen Mann angewiesen wäre. Auch würde ich mich bemühen, in späteren Jahren bald zu heiraten, denn es dünkt mich schrecklich zu sein, als alte Jungfrau sitzen zu bleiben. Die Zimperlichkeit und Herumzieherei der Mädchen könnte ich aber sicherlich nicht annehmen, denn dies kommt mir als das Ekelhafteste an Mädchen vor."

Franz N., 14 Jahre alt, benützte die günstige Gelegenheit, um sich einmal gründlich zu erleichtern. Seine Arbeit trieft von Spott und Hohn. „Möchte keines sein, bin froh, daß ich ein Bub bin. Die Mädchen sind meistens nicht normal, sie können den Burschen das Hirn verdrehen, wie sonst niemand. Sie sind meist sehr täppisch und lieben mehr Belustigungen als Fleiß und Arbeit. Und im Alter, behüte Gott, das Ärgern mit den kleinen Kindern!"

Diese Zeilen könnten den Eindruck erwecken, Franzl sei das verkörperte Arbeitsprinzip. Weit gefehlt, er liebt das süße Nichtstun mehr als Fleiß und Arbeit, und als ich ihn darauf aufmerksam mache, meint er, die Schule käme

hier gar nicht in Betracht, es komme auf das spätere Leben an. Allerdings mag er dann für viele Fälle recht haben.

Zwei Knaben würden mit einer Metamorphose einverstanden sein. Franz A. unter gewissen Bedingungen, Erich St. bedingungslos.

Franz A., 15 Jahre alt: „Wenn ich jung und immer fesch bleiben könnte, möchte ich ganz gern ein Mädchen sein. Ich müßte blaue Augen haben und würde einen Bubikopf tragen. Ich könnte mir dann die Burschen aussuchen. Wenn ich älter werden würde, möchte ich heiraten und meinem Manne eine gute Hausfrau sein. Kinder möchte ich aber keine. An Sonntagen würde ich mich geschminkt und gepudert zeigen."

Erich St.: „Ich möchte ein Mädchen sein, aber ich möchte keinen Mann lieben, Ich möchte die Männer ärgern über alles. Ich würde jedes Fest besuchen, bei jedem Vergnügen dabei sein, um viele anzulocken, aber auch kennen zu lernen. In der Häuslichkeit würde ich Fortschritte machen. Als junges Mädchen möchte ich lustig über alle Maßen sein und je älter ich würde, desto lustiger möchte ich sein. Kinder möchte ich keine oder nur eins."

Wäre Erich ein Mädchen. dann würde er unersättlich sein in der Sucht, Männern zu gefallen, Männer anzulocken und möchte doch keinen lieben. Mit zunehmendem Alter würde eine Zunahme seiner Lustigkeit zu verzeichnen sein — so denkt er wenigstens. Aus früherer Zeit stammen zwei Beobachtungen, die ich in der Form, wie ich sie damals gemacht habe, wiedergeben will, um Erich St. nicht etwa in ein falsches Licht zu rücken.

Beobachtung 1: Die Schüler der ersten Bürgerschulklasse sollten einen Briefwechsel mit Amerika eröffnen. Der Lehrer betonte wiederholt: „Die Knaben richten ihre Briefe an einen unbekannten Freund, die Mädchen schreiben einer unbekannten Freundin!" Alle haben es gehört, dennoch trägt der Briefentwurf des Schülers Erich St. die Überschrift: „Liebe unbekannte Freundin!" Beim Abgeben blickt er wohl den Lehrer forschend an, kann aber nichts Auffälliges bemerken. Die Entwürfe kommen verbessert zurück, es wird nochmals auf die gegebene Vorschrift aufmerksam gemacht. St. überhört, er hat an seiner Reinschrift nichts geändert, sie richtet sich prompt wieder an eine Freundin, und darüber befragt, gibt er folgenden Grund an: „Freunde hab ich genug, ich möchte gerne eine Freundin haben. Bitte, darf ich's lassen?"

Beobachtung 2: Erich wendet sich an die fast 14jährige stark entwickelte Grete L. mit folgender Aufforderung: „Geh, L., ich möcht gern, laß mich!" Der Direktor, ein sehr wohlwollender Herr, der bei den Kindern beliebt ist, läßt den Schüler in seine Kanzlei kommen und empfängt ihn mit den Worten: „Du sollst zur L. etwas gesagt haben!" St. bricht in heftiges Schluchzen aus, hebt bittend die gefalteten Hände und beteuert: „Bitte, ich werde es nicht mehr tun!"

St. ist Spätling einer wohlhabenden Familie, wird daheim von einer schwachen Mutter sehr verwöhnt, und da der Vater an einem Krebsleiden darniederliegt, muß im Hause aus Rücksicht mit dem Kranken jeder Auftritt vermieden werden. Die Mutter sieht an ihrem Liebling nur Gutes, die erwachsenen Brüder finden aber manches auszusetzen, und einer bat sogar die Lehrkräfte, sie möchten den Knaben streng behandeln, eventuell auch schlagen. St. ist jedoch in der Schule ein ungemein interessiertes Bürschen, das brillant aussieht, stets bereitwillig ist und am besten mit einem kraftstrotzenden Fohlen verglichen werden könnte, das der fortschreitenden Dressur noch manchen Schabernack spielt.

Wie stand es mit den 22 Mädchen? Natürlich umgekehrt! 19 wollten recht gerne oder „so gerne" Knaben sein, denn dann hätten sie es schon beim Anziehen bequemer, müßten nicht kochen, brauchten sich um die ganze Wirtschaft nicht kümmern, könnten manches machen, was sich für Mädchen nicht schickt

und ein Mädchen meint sogar: „Wenn ich ein Knabe wäre, dann wüßte ich über die Mädchen zu schimpfen!“ Alle sind einig, daß die Buben viel mehr aushalten können, im späteren Leben aber nicht so viel aushalten müssen und ganz überzeugend heißt es in einem Falle: „Wenn ich nochmals auf die Welt komme, werde ich bestimmt ein Bube!“

Melanie R., 13½ Jahre alt: „Ich möchte sehr gerne ein Knabe sein, denn die Knaben haben es viel besser als die Mädchen, sie haben das alles nicht, was die Mädchen haben und brauchen auch nichts zu leiden. Wenn ich ein Knabe geworden wäre, hätte ich alle diese Umstände nicht. Das ist ein Pech, wenn man ein Mädchen wird. Mit einem Wort, der Mann hat es im Vergleiche zur Frau goldig.“

Friederike H., 12½ Jahre alt: „Wenn ich ein Knabe wäre, hätte mich die Mutter viel lieber; das wäre fein! Wenn ich ein großer Bursche wäre, könnte ich die Mädchen verleiten. Mit 21 Jahren würde ich heiraten, aber nur ein Fräulein, das recht viel Geld hat, denn ich möchte ein gnädiger Herr sein, nichts arbeiten, nur gut essen und trinken.“

Mina Sp., 11½ Jahre alt: „Ich möchte so gern ein Knabe sein, so gern, wenn ich mich nur verzaubern könnte! Aber ich wäre ein großer Gauner. Am Abend ginge ich immer unsere Nachbars-Mädeln schrecken, da ginge es lustig zu. Ich könnte besser kraxeln zu ihren Fenstern und könnte anklopfen. Wenn ich nur ein Knabe wäre!“

Leopoldine A., 12 Jahre alt: „Wenn ich ein Knabe wäre, müßte ich zwar ebensoviel lernen und arbeiten als sonst. Ich möchte aber dennoch ein Knabe sein, denn dann hätte ich doch viel interessantere Arbeiten. Aber meine Mutter ist schuld daran(!), daß sie nicht einen Knaben g. m. t. (gemacht) haben. Wenigstens auf 14 Tage oder 3 Wochen möchte ich ein Knabe sein, damit ich wüßte, wie es ist. Dann sollte ich aber schon 22 Jahre alt sein, denn . . . das . . . wäre sonst nichts.“

Marianne G., 13 Jahre alt: „Ich möchte ganz gern ein Knabe sein, da wäre sehr vieles anders. Ich würde die Mädchen zum besten halten. Ein süßes Mädchen würde ich mir zum Weibe nehmen. Überhaupt möchte ich ein Knabe viel lieber sein, ich brauchte mich wenigstens vor den Burschen nicht zu fürchten, denn die sind manchmal sehr lästig.“

Marianne Z., 12 Jahre und 8 Monate alt: „Ich möchte sehr gerne ein Knabe sein und denke immer, daß ich dann mehr Fleiß zum Lernen hätte. Ich würde recht fleißig arbeiten und die Welt durchreisen. Ich suchte mir ein Mädchen und ginge mit ihm am Abend in den Wald spazieren und wir . . . Ich sag es ehrlich, bei mir ist es auch schon oft geschehen, da kann man halt nichts machen, wenn es so ist, ist es so. Wenn ich aber erst groß geworden bin, würde ich mein Mädel wirklich heiraten und wäre erst ein recht großer Gauner.“

Ich werde gleich auf diese Arbeiten zurückkommen, vorher muß ich aber noch die Vertreterinnen zu Worte kommen lassen, die mit ihrem Los halb oder ganz zufrieden sind.

Berta P., 13 Jahre alt: „Ich möchte in jungen Jahren ein Mädchen sein, später aber ein Knabe, denn das Mädchen hat in späteren Jahren viel mehr zu leiden.“

Grete K., 13 Jahre alt: „Ich möchte eigentlich kein Knabe sein, denn die Knaben sind alle so ausgelassen und schlimm, während die Tugend der Mädchen auf alle einen guten Eindruck macht.“

Leopoldine Sch., 14 Jahre alt: „Ich bin sehr froh, daß ich ein Mädchen bin, denn als Knabe müßte ich gescheiter sein und außerdem in eine Lehre gehen. Als Mädchen brauche ich nicht sehr gescheit sein und kann doch auch den Haushalt lernen.“

Die meisten Mädchen wären als Knaben große „Gauner“, sie würden die größere Bewegungsfreiheit der Burschen gründlich ausnützen, weit mutiger sein als viele ihrer Mitschüler, die mit ihrem Knabentum nichts anzufangen wissen, sich gegen Mädchen „roh, ekelhaft und gar nicht galant erweisen“, wie mir die

14jährige Anna R. geschrieben hat. Knaben, schaut, da bin ich, kommt und nehmt mich! — das ist die Quintessenz der meisten Mädchenphantasien. Der Realisierung stellen sich freilich Hindernisse entgegen, die zum Abwarten verdammen. „Da kann man halt nichts machen, wenn es so ist, ist es so!" Es kommt für Mädchen auf dem Lande aber recht früh die Zeit, wo es anders wird, wenn es dann auch die wenigsten so „ehrlich sagen", und es ist eine Absurdität, zu meinen, daß auf dem Lande, weit weg von der sittenverderbenden Großstadtluft, nur „sanfte Schafe und fromme Lämmer" sind. Als Beleg hiefür bringe ich den Brief eines achteinhalbjährigen Bauernmädchens an einen etwas älteren Knaben, der von der Berufsvormundschaft wegen seines Benehmens in der Schule auf „Luftveränderung" geschickt wurde, längere Zeit Halterbub in einer Landgemeinde war und nach seiner Heimkehr diesen Brief mit einem unglaublichen Postskriptum erhielt.

P., 5. 4. 1926.

Lieber Schulkamerad!

Wie geht es Dir? Mir geht es bisher ganz gut. Wir könnten Dich gut brauchen zum Erzählen Deiner Heimat. Den Buben ist zeitlang, weil Du ein gediegener Bub bist und uns immer ein Kasperl gemacht hast. Schreibe, wie es Dir geht! Bitte, wenn Zeit ist, schicke mir Almenrausch, Enzian und Edelweiß mit Wurzeln in einer Schachtel „Muster ohne Wert"!

Schreibe, ob Du die Sachen schicken kannst. Besuch uns bald! Ich bitte Dich noch einmal, schicke sie doch, ich werde Dir sehr dankbar sein. Du kannst mir Deine Heimat beschreiben. Sei so gut und schicke mir Enzian, Almrausch und Edelweiß!

Viele Grüße von Deiner Elisabeth P.

Auf der letzten Seite ist ferner links unten zu lesen: „Ich hätte gerne mit Dir geschustert [koitiert] weißt" — und rechts unten steht die Fortsetzung: „so Du Deinen Beutel in mein Zweckerl [Vagina] gesteckt, hätte ich eine große Freude damit gehabt. Bussi."

Möge dieser Brief allen Herren Berufsvormündern und maßgebenden Persönlichkeiten die Gefahren einer Deportation vor Augen halten und sie vor einem ähnlichen Erziehungskunststück abhalten. Der Knabe hatte in der Verbannung nichts vergessen, und wer weiß, ob man ergänzen darf — und nichts gelernt.

Beobachtungen über den Vorgang des „Kaufens" bei Kindern

Von Edmund Heilpern, Berlin

Im Leben der Erwachsenen spielt der Vorgang des „Kaufens" und „Verkaufens" eine wichtige Rolle. Wie mag es in der Seele des Kindes aussehen, wenn es beginnt, sich mit diesen Funktionen zu beschäftigen? Diese Frage veranlaßte mich zu Beobachtungen, die ich im nachfolgenden wiedergebe.

Die kleine Gertrud, etwa fünfjährig, geht für die Mutti einholen. Sie besorgt Milch, Brot und andere wichtige Dinge mit großem Eifer und sichtbarem Stolz. Wir verstehen warum: Sie wird ja dadurch ihrem Ideal gleich, sie wird selber die Mutti.

Als sie älter wird und diese Art des Einkaufens ihr nichts mehr Neues bietet, verliert sie die Lust dazu. Sie faßt es jetzt als „Arbeit" auf, nicht mehr als besondere Freude, die sich selbst belohnt. Sie benimmt sich auch wie ein richtiger kleiner Arbeiter, stellt Forderungen, entweder muß ich „bitte-bitte" sagen, oder einen Pfennig geben, oder in irgend einer anderen Form eine Gegenleistung bieten

Ganz anders benimmt sie sich, wenn sie für sich selbst etwas kaufen soll, etwas, woran ihr Herz hängt, also im Frühling einen Ball, im Herbst bunte Kugeln usw. Dieses Einkaufen ist für sie keine Handlung der Zweckmäßigkeit. Sie sieht im Kaufmann nicht einen Menschen, der gegen Entgelt etwas leistet. Wenn sie ihren Groschen hingibt und dafür die gewünschte Ware erhält, so ist das kein Kauf, sondern ein Geschenk. Sie behandelt den Besitzer des Spielwarenladens als ihren besonderen Freund, ist sehr zutraulich und liebevoll. Und — was besonders charakteristisch ist — wenn sie etwas einkauft, und der Kaufmann drückt ihr das neue Eigentum in die Händchen, dann macht sie einen tiefen Knix und bedankt sich besonders artig. Das fällt mir um so mehr auf, als sie sonst herzlich wenig auf solche Förmlichkeiten gibt.

Einige Zeit später, sie geht nun schon zur Schule und ist etwa sieben Jahre alt, kauft sie bereits selbständig ihren Schulkram ein. Aber das Wichtigste dabei sind die „Zugaben". Das, was sie zum Heft, zur Feder mitgeschenkt bekommt — ein Bild, eine Reklamemarke u. s. w. — ist ihr viel mehr wert als die Ware. Sie wird auch gern viele Straßen weit gehen, wenn sie weiß, daß sie in einem anderen Laden bestimmt „etwas dazu" bekommt.

Daß die Begehrlichkeit der Kinder unbegrenzt ist, wird auch bei dieser Gelegenheit wieder bestätigt. Zeitweise sammelt sie alles, treibt einen eifrigen Tauschhandel, wechselt aber öfters die Objekte. Bald sind es Steinchen, bald Kastanien, bald Bilder, bald Blätter, die ihren Sammeleifer erwecken. Ihre kleinen Freunde benehmen sich genau so, es gibt offenbar richtige „Kindermoden". Bei dieser Tätigkeit zeigt sie eine neue Eigenschaft: Sie kann stundenlang sitzen und ihre Schätze zählen, obgleich sie sonst höchst lebhaft und immer in Bewegung ist. Jetzt aber hockt sie, wie ein richtiger alter Geizhals, bei ihren Vorräten und ruft von Zeit zu Zeit begeistert: „Jetzt hab ich schon fast hundert Steine!" oder eine ähnliche, imponierend große Zahl.

Woher diese Sammelwut? Erlebt sie jetzt unsere Stammesgeschichte, jene Zeit, als wir noch durch den Urwald schweiften und, voller Angst über den herannahenden Winter, Vorräte anhäuften?[1]

Kann Gertrud nicht alles haben, so wünscht sie es sich zumindest. Es gibt Wochen, da werde ich von ihr vor jedem Schaufenster energisch festgehalten — gleichgültig, ob es etwas Besonderes zu sehen gibt oder nicht — und, auf die einzelnen Gegenstände zeigend, wird mir wichtig mitgeteilt: „Das wünsche ich mir alles, alles!"

Eine Zeit lang erfanden wir ein eigenartiges Spiel. Immer, wenn wir bei einem Schaufenster vorbeikamen, fragte sie mich: „Was ist schöner, das da drin, oder das, was wir zuhause haben?" Ganz gleich, ob es sich um eine Puppe, einen Ball, ein Bild oder sonst was handelt. Und dann muß ich immer darauf antworten: „Was wir zuhause haben, ist tausendmal schöner." Dann strahlt sie über das ganze Gesichtchen und ist glücklich. Sie hat offenbar den Wunsch, alles zu besitzen, durch die Illusion, schon alles viel besser und schöner ihr Eigentum zu nennen, ersetzt.

Wenn fremde Leute ihr etwas schenken, so ist sie keineswegs geneigt, es ohne weiteres anzunehmen. Sie benimmt sich dann scheu und ängstlich, auch wenn sie den angebotenen Gegenstand schon kennt. Diese Abneigung verliert sich mit den Jahren. Es scheint, als beurteilte sie zuerst das Geschenk nach dem Geber, erst später als Objekt mit eigenem Wert.

Was bedeutet wohl „Schenken"? Offenbar ist diese Tätigkeit eine Liebesäußerung für die Kinder. Deshalb nehmen sie von Unbekannten nicht ohne weiteres Gaben an, sie wissen nicht, ob hier wirklich Liebe geboten wird. Und deshalb werden Geschenke von den Eltern nicht nur stets freudig angenommen, sondern auch so

1) Der psychoanalytisch geschulte Leser wird es vorziehen, hier die näherliegenden bekannten Beobachtungen aus der individuellen Entwicklungsgeschichte der Kinder heranzuziehen, wie sie als bedeutungsvoll für deren späteres Verhalten zum Besitz, zu sammeln, geben und empfangen erkannt wurden. (Schriftleitung.)

oft verlangt. Die immer wiederkehrende Frage, die uns allen wohl bekannt ist, „Was hast Du mir mitgebracht?“ kann keinen anderen Sinn haben, denn so rechnerisch sind die kleinen Wesen noch nicht veranlagt, daß es ihnen um die Anhäufung von Kapital zu tun wäre. Wohl aber um die Anhäufung von Libido.

Und damit wäre vielleicht der Anfang einer Formel zu finden: Schenken ist als Liebessymbol zu werten; Kaufen ist eine Ersatzbildung für Schenken.

Es wäre mir (für gewisse nationalökonomische Studien) höchst wertvoll, wenn die Leser dieser Zeitschrift gelegentlich solche Beobachtungen sammeln und mir mitteilen wollten. Also Antwort auf etwa folgende Frage: „Wie benehmen sich Kinder beim Schenken, Kaufen, Tauschen, — in Geschäften, vor Schaufenstern u. s. w.?“

BERICHTE

Bücher

FRIEDRICH GLAESER: Erzieherische Macht. 118 Seiten. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1928.

Glaeser wirft der Psychoanalyse vor, sie sei „oft recht verworren und widerspruchsvoll“. Jedoch wenn je, so fliegt hier der abgesandte Pfeil auf den Schützen zurück. Das Buch ist voller Widersprüche, man kann es den Pädagogen kaum empfehlen.

Beginnen wir mit dem — übrigens verwerflichen — Grundgedanken: „Die Machtwirkung . . . muß uns als die wertvollste und fruchtbarste Form erzieherischen Wirkens erscheinen.“ Diesem apodiktischen Satze steht jene Behauptung — mit der er sich nicht verträgt — gegenüber: . , . die „tiefste und reichhaltigste Beziehung“ ist die Liebe, „im Geliebtwerden wird zweifellos die letzte und tiefste Erfüllung, die weit mehr befriedigt als das Beachtet-, Geachtet-, Bewundert-, Verehrtwerden,“ gefunden.

Ein weiterer Widerspruch: . . . „jeder Machteinfluß, der die Geltung des Kindes verletzt, ist gefährlich und wirkt zerstörend und mißbildend.“ Wie soll dies möglich sein? Dieselbe Machtwirkung, derselbe Machteinfluß ist einmal die „wertvollste und fruchtbarste Form“ und wirkt das andere Mal „zerstörend und mißbildend“? Denn darüber sind wir uns doch klar, daß schließlich jeder erzieherische Machteinfluß des Kindes Geltung beschränkt, verletzt. Eine neue Verworrenheit beschwört der Verfasser herauf, wenn er im Widerspruch mit dem verlangten unbedingten Nichtverletzen der Geltung des Kindes plötzlich wieder die Geltung, „die mit der Notwendigkeit des Gebildet- und Geführtwerdens unvereinbar ist“, verwirft und bei Anerkennung durch den Erzieher letzterem Machtabhängigkeit vom Kinde prophezeiht.

Machtverhältnisse zwischen Erzieher und Zögling sind für den Verfasser gleichbedeutend mit Willensverhältnissen. Damit aber, was er über die „Willensbrechung als ein förderliches Mittel“ und was er über das „reinigende kräftige Gewitter“ sagt, kann sich der psychoanalytisch orientierte Pädagoge keinesfalls einverstanden erklären. Wir sind nicht für besondere Züchtung von Machtwirkungen, die jene hochgespannte Atmosphäre schaffen, die man dann durch Gewaltakte und „Gewitter“ wieder „brechen“ muß.

G. H. Graber (Bern)

EDWARD CARPENTER: Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Federn. Bücher des Werdenden, Bd. I. Hippokrates-Verlag, Stuttgart.

Dieses gut übersetzte und schön ausgestattete Buch ist kein modernes Werk, dennoch lohnt die Lektüre für jeden, der die Entwicklung der sexuellen Frage ver-

folgen möchte. Das Buch war vor einer Generation unerhört neu und bahnbrechend. Ein Teil der Forderungen, die Carpenter ausspricht, sind mittlerweile erfüllt, besonders die, die auf die äußere Gleichstellung der Frau hinzielten. Es ist interessant, jetzt zu vergleichen, wie weit Inneres tatsächlich dadurch verändert wurde, und wieviel noch zu ändern ist. Es sind gerade in den letzten Jahren eine Unzahl von Büchern und Broschüren über die Geschlechterfrage erschienen. Nicht alle fußen bewußt auf Carpenter, dennoch ist dieses Buch unstreitig das Zeichen zum Beginn einer klareren und sauberen Aussprache über diese Fragen gewesen.

Wesentlich bereichert ist das Werk in dieser Ausgabe durch die Anmerkungen der Herausgeber Federn und Meng. Sie bringen innerhalb des Textes in klarer Form Hinweise auf die Arbeit, die in wissenschaftlicher und sozialer Hinsicht seit der Ersterscheinung des Buches auf allen berührten Gebieten geleistet worden ist. Aus diesem Grunde eignet sich das Buch besonders für eine Einführung in die Geschlechterfrage.

Weil dieses Buch alt und neu ist, weil es zum Teil überwunden und doch noch immer aktuell ist, steht es in der Sammlung „Bücher des Werdenden" zu Recht an erster Stelle.

Lizi Bonwitt-Hepner

II. Pädagogische Woche in Stuttgart
zur Einführung in die psychoanalytische Pädagogik

29. Juli — 3. August 1929

Veranstaltet von den Herausgebern der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik".

Dr. Gustav Hans Graber, Bern:

I) Werden und Vergehen im Mythus und in der Vorstellung des Kindes: 1) Einführung: Stellung der Psychoanalyse in der heutigen Kultur — Seelenspiegel — Die Zweiheit. — 2) Das Werden (Zeugung und Geburt): Unbewußte und symbolische Zeugungsvorstellungen — Die orale und die anale Zeugung — Die kosmogonische Geburt (Urbild, Urmeer, Urpneuma, Urei, göttlich-menschliches Gebären, Urmutter, Weltelternpaar) — Vorstellungen des Kindes über die Geburt. — 3) Das Vergehen: Geburt und Tod — Tod und Schlaf — Tod und Weltuntergang (Einstellung des Kindes — Der Sintflutmythus — Das Problem der Unsterblichkeit).

II) Das Traumleben des Kindes: Das Verhältnis der Primitiven und der Kinder zum Traum — Zur Psychologie der Träume des Kindes (Traumreize, typisch kindertümliche Traummotive, Analyse und Traumdeutung beim Kinde).

III) Analyse eines nachtwandelnden Knaben: Zur Psychoanalyse des Nachtwandelns — Die Mutterleibsregression — Der Oedipuskomplex — Die feindlichen Brüder — Gespensterangst — Die sexuelle Aufklärung — Infantile Sexualstrebungen — Todesphantasien — Die Heilung.

Dr. med. et phil. Wilhelm Hoffer, Wien:

Pubertät und Neurose: 1) Repetitorium der Neurosenlehre (neurotische Symptome — neurotische Konflikte; Aktualneurosen — Kindheitsneurosen; vom Sinn der Neurosen). — 2) Repetitorium der Entwicklungslehre (Kindheit — Latenz — Pubertät; Dynamik und Ökonomie ihrer Neurosen). — 3) Die Pubertät erwachsener Neurotiker. — 4) Die Neurosen der Pubertät und der Vorpubertät.

Dr. med. Heinrich Meng, Frankfurt a. M.:

I) Die Krisis der Pädagogik durch Freud: Die alte und die neue Pädagogik — Psychologie der Strafe und der Schuld — Psychologie der Rache und der Versöhnung — Die Stellung des Erziehers zum asozialen und kriminellen Kinde — Prophylaxe und Bekämpfung der Verwahrlosung und der Dissozialität — Die Triebdehre Freuds.

II) Die katholischen Lehrerinnen und die psychoanalytische Pädagogik (Antwort auf einen Protest).

Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart:

I) Angst und Schuld: 1) Die Schuldangst, Analyse und Beziehungen zum seelischen Konflikt (Gewissenskonflikt). — 2) Natur- und Kulturplan in Entwicklung und Erziehung — Schutzvorrichtungen zur Sicherung normaler Entwicklung — Angst und Schuld als Signale abwegiger Entwicklung und abwegiger Erziehung — Primäre und sekundäre Angst- und Schulderlebnisse. — 3) Gelungene und mißlungene Lösungen des seelischen Konflikts und die Befreiung und Verarbeitung von Angst und Schuld — Förderung und Hemmung dieser Lösungen durch die Erziehung.

II) Der Rorschachsche Formdeuteversuch und seine diagnostische Verwertung in der Schule. Feststellung der Intelligenz und der Intelligenzhemmungen — Seelische Störungen.

Hans Zulliger, Lehrer, Ittigen bei Bern:

Praktische Anwendung und Ergebnisse der Psychoanalyse in der Schule.

Zeit	Montag 29. Juli	Dienstag 30. Juli	Mittwoch 31. Juli	Donnerstag 1. August	Freitag 2. August	Samstag 3. August
8—9½	Hoffer	Graber	Hoffer	Zulliger	Schneider	Schneider
10—11½	Meng	Hoffer	Graber	Graber	Zulliger	Zulliger
12—1	Schneider	Schneider	Schneider	Schneider	Schneider	Schluß
5—6½	*Beantwortung eingereichter Fragen*					—
abends	*gemeinsame Unterhaltung*					—

Ort des Kurses: Kursaal Stuttgart-Cannstatt.

Begrüßung: Sonntag, den 28. Juli, abends 8 Uhr im Kursaal Cannstatt.

Kurskosten: Kursgebühr, Wohnung und Verpflegung (gemeinsame Mahlzeiten) 90 Mk. Kursgebühr allein 40 Mk.

Anmeldung bis zum 15. Juli an Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Schwarenbergstraße 87, mit der Angabe, ob Wohnung und Verpflegung gewünscht wird oder nicht.

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng in Frankfurt a. M. und Prof. Dr. Ernst Schneider in Stuttgart.
Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
(„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik").
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien, I., Riemergasse 1.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien, I., In der Börse.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Herausgegeben von Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider

Der gebunden vorliegende I. Jahrgang (Oktober 1926 bis September 1927) enthält u. a. folgende Beiträge:

Aichhorn: Zum Verwahrlostenproblem
Baudouin: Der Kastrationskomplex
— Von Pestalozzi bis Tolstoi
Behn-Eschenburg: Kindliche Sexualforschung
Bernfeld: Der Irrtum des Pestalozzi
— Psychologie der „Sittenlosigkeit" der Jugend
Boehm: Unartige Kinder
Chadwick: Ein Experiment im Kindergarten
Friedjung: Die „sexuelle Aufklärung" und die Erwachsenen
Fromm: Dauernde Nachwirkung eines Erziehungsfehlers
Furrer: Trotzneurose eines 15j. Mädchens
Giese: Psychoanalyse im Fabrikbetrieb
Graber: Zeugung und Geburt in der Vorstellung des Kindes
Gravelsin: Sexuelle Aufklärung in der Schule
Hackländer: Über Schülerselbstmorde
Hárnik: Die therapeutische Kinderanalyse
Hermann: Begabung im Lichte der Psychoanalyse
Hofmann: Pestalozzi und die Psychoanalyse
Hollós: Ein Fall von Schlaflosigkeit bei einem achteinhalbjährigen Kinde
Jacoby: Muß es Unmusikalische geben?
Landauer: Die Zurückweisung der Aufklärung durch das Kind
— Analyse der Phobie eines 8j. Mädchens
Liertz: Über das Traumleben
Meng: Gespräche mit einer Mutter
— Sexuelles Wissen und sexuelle Aufklärung
Nunberg: Der Traum eines 6j. Mädchens
Pfister: Der Schülerberater
Piutti: Identifikation eines zehnjährigen Knaben mit der schwangeren Mutter
Reich: Der Erziehungszwang
— Die Stellung der Eltern zur kindlichen Onanie
Reik: Psychoanalyse und Mythos
Schneider: Die Zukunftsbedeutung Pestalozzis
— Geltungsbereich der Psychoanalyse für die Pädagogik
— Ein Fall von Bettnässen
Schwarz: Der Trotzkopf
Tamm: Die angeborene Wortblindheit
Wittels: Triebhaftigkeit des Kindes
Wolffheim: Gegensatz der Generationen
Zulliger: Über das kindliche Gewissen
— Ein Mädchenstreit und seine tieferen Ursachen
— Geständnis und Geständniszwang bei Kindern

Preis des I. Jahrganges in Halbleder gebunden: Mark 13·60

Der gebunden vorliegende II. Jahrgang (Oktober 1927 bis September 1928) enthält u. a. folgende Beiträge:

Behn-Eschenburg: Zur Entstehung der Onanie und der Ödipussituation
Bernfeld: Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung?
Boehm: Ein verlogenes Kind
Büttner: Psychoanalyse und Ethik
Chadwick: Die Unterscheidung zwischen Ton und Sprache in der frühen Kindheit
Coriat: Die Verhütung des Stotterns
Ferenczi: Anpassung der Familie an das Kind
Friedjung: Wäsche-Fetischismus bei einem Einjährigen
Furrer: Wie erziehen wir neurotische und psychopathische Kinder?
Graber: Unterwürfigkeit
— Redehemmung und Analerotik
— Onanie und Kastration
Happel: „Der Mann in der Kloake"
Hirsch: Eine Feuerphobie als Folge verdrängter Onanie
Hitschmann: Die gröbsten Fehler der Erziehung
Kuendig: Aus der Sekundarschulpraxis
Landauer: Das Strafvollzugsgesetz
— Die Formen der Selbstbefriedigung
— Die Onanieselbstbeschuldigung bei Psychosen
Levy-Suhl: Phobie eines 2j. Kindes
Meng: Psychoanalyse und Volk
— Das Problem der Onanie von Kant bis Freud
— Aus der Analyse von stotternden Kindern
Pipal: Gewohnheiten beim Denken und Lernen
Preiswerk: Wie behandelt man Mißerfolge in der Schule?
Reich: Über die Onanie im Kindesalter
Reik: Zur Psychoanalyse des Mitleides
Roubiczek: Grundsätze der Montessori-Erziehung
Sadger: Neue Forschungen zum Onanieproblem
Schneider: Zur Psychologie des Lausbuben
— Mutter und Kind in den Dramen Ibsens
— Die Abwehr der Selbstbefriedigung
Stern: Asoziales Verhalten eines Knaben als Symptom einer Neurose
Tamm: Zwei Fälle von Stottern
— Drei Fälle von Stehlen
Wittels: Verdrängung und Zwangsideen in der Kindheit
Wolffheim: Erotisch gefärbte Freundschaften in der frühen Kindheit
Ziegler: Soll man die Onanie bekämpfen?
Zulliger: Heilung eines Prahlhanses
— Schule und Onanie

Preis des II. Jahrganges in Halbleder gebunden: Mark 13·60

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Wien, I., Börsegasse 11

BÜCHER DES WERDENDEN

Herausgegeben von **Paul Federn**, Wien, und **Heinrich Meng**, Stuttgart

Band IV

István Hollós

Hinter der gelben Mauer

Von der Befreiung des Irren

Umfang: 170 Seiten. 8°

Preis: Brosch. RM. 3.50 / Leinen RM. 5.50

Der ungarische Psychiater schlägt mutig Bresche in die Mauer der Verständnislosigkeit, die den „Verrückten" vom Gesunden trennt. Er appelliert an die Menschlichkeit der Gesunden, die die Verpflichtung haben, in wesentlich anderer, menschlich würdigerer Form als bisher für die Irren zu sorgen. Hollós räumt mit vielen falschen Vorstellungen auf, die dem geheilten Irren die Rückkehr in die Gesellschaft so oft erschweren.

Band V

Fritz Wittels

Die Welt ohne Zuchthaus

Umfang: 286 Seiten. 8°

Preis: Brosch. RM. 5.— / Leinen RM. 7.—

Eine vollkommen neue Psychologie des Verbrechens und der Strafe. Wittels sieht in der Psychoanalyse ein wichtiges Mittel, Verbrechen zu verhindern, ehe sie geschehen, und eine von Verbrechern freie Gesellschaft heranzubilden, die Strafen nicht mehr nötig hat. Wittels plädiert geistreich und mit schlagenden Argumenten für seine Idee der neuen Gesellschaftsform.

Das ärztliche Volksbuch

Herausgegeben von Dr. **Heinrich Meng** u. a.

Unter Mitarbeit von 50 Ärzten und Forschern aller Schulen

3 große Bände mit insgesamt etwa 2000 Seiten und über 100 Tafeln

Die zweite Auflage ist in Lieferungen zu beziehen!

20 Lieferungen zu je RM. 2.—. Zwei Lieferungen monatlich

Die Einbanddecken (Ganzleinen mit Goldpressung) für die 3 Bände erhält der Bezieher kostenlos mit der letzten Lieferung

Das Lieferungssystem ermöglicht allen, das große Volksbuch der Medizin zu erwerben und die gesamte Medizin zu seiner Verfügung im Hause zu haben.

Die lückenlose Darstellung der Gesamtmedizin für den Laien, die gleichmäßig alle Schulen und Heilrichtungen zu Wort kommen läßt, eine wahre Volkshochschule der Medizin.

Das „Prager Tagblatt" sagt: „Durch drei Werke hat sich das deutsche Volk selbst ein Denkmal gesetzt: das Konversationslexikon, den Sprachunterricht von Toussaint-Langenscheidt und Baedekers Reisehandbücher. Diesen drei Werken stellt sich ‚Das ärztliche Volksbuch' ebenbürtig an die Seite."

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Frieda Reich, Wien, II., Heinestraße 13